2.8 = 15

Hilf mit!

Illustrierte deutsche Schülerzeitung



Oktober Nr. 1 / 1938

Sie wollen es ganz genau wissen

Aufn.: Scherl



Nikolaus von Horthy (ganz rechts) auf der Kommandobrücke des Flaggschiffes „Novarra", auf dem er auch die Schlacht von Otranto siegreich bestanden hat

HENRICH HANSEN:

Der Sieger von Otranto



Die in Budapest, der Hauptstadt des ungarischen Reiches, über die Donau führende Kettenbrücke — ein Bauwerk von starker Eindringlichkeit

Die großen Tage des Deutschland-Besuches von Reichsverweser Admiral von Horthy sind vorbei. Wenn wir trotzdem heute noch des Helden gedenken, so deshalb, weil in diesen Monaten die traditionelle Freundschaft Ungarn — Deutschland stark vertieft wurde. Mancher deutsche Junge und manches Mädel haben den Mann an der Seite des Führers sehen dürfen, der einer der größten Helden des Weltkrieges war und der — als das Ende gekommen war — noch einmal den Kampf aufnahm gegen die Kräfte der Zerstörung im eigenen Volk. Auch diesen Kampf bestand er als Sieger. Heute ist der Admiral des großen Krieges Reichsverweser des Königreichs Ungarn.

Reichsverweser, das Wort erscheint uns fremd und ist doch gut deutsch. Der Begriff Reichsverweser kommt aus der Zeit des Kaisertums im Mittelalter. Verwesen heißt verwalten und steht in Verbindung mit dem lateinischen vicarius, also Stellvertreter. In vielen alten Urkunden des Mittelalters tritt der Begriff Reichsvikar auf. Bis 1806 waren die Reichsvikare — später Reichsverweser — die Verwalter des Throns, wenn der Kaiser abwesend war, Krankheit ihn an der Ausübung seiner Tätigkeit hinderte oder wenn der Inhaber des Throns gar minderjährig war. Den letzten Reichsverweser wählte man noch im Jahre 1848, den Erzherzog Johann. Ein Jahr später jedoch schon legte er diese Würde nieder.

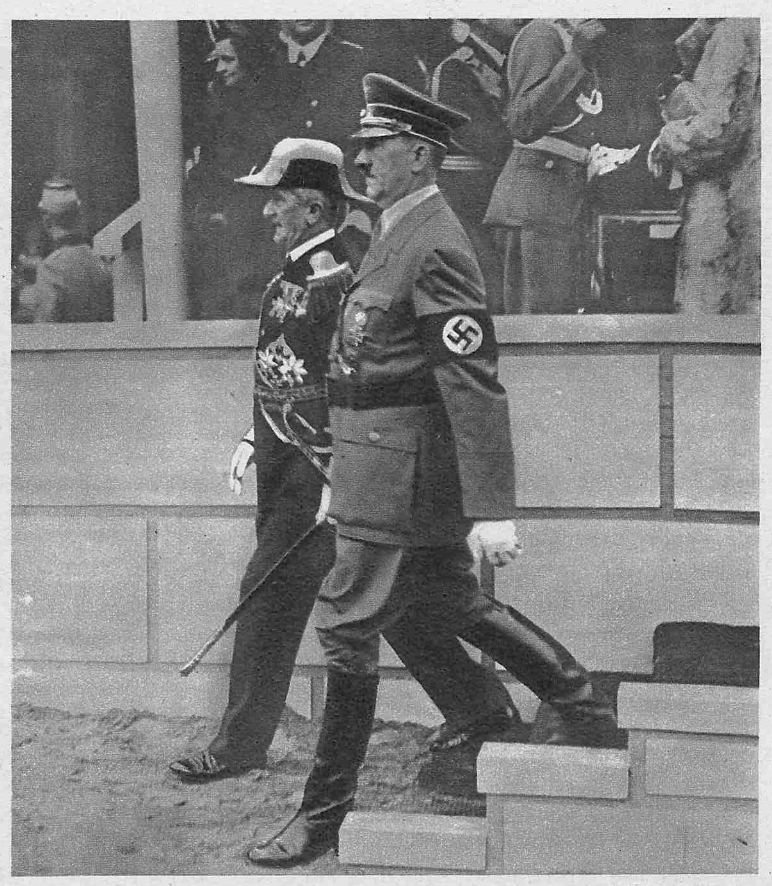
Admiral von Horthy wurde am 1. März 1920 zum Reichsverweser Ungarns gewählt. Er hat damit die höchste Würde des ungarischen Reiches erreicht. Und warum wurde eben Horthy gewählt? Zwei Gründe sind ausschlaggebend gewesen. Einmal befreite er nach der Niederlage des Weltkrieges das notleidende Land von der Schreckensherrschaft der Kommunisten, die unter Bela Khun, dem Juden, eine grauenhafte Blutsherrschaft errichtet hatten, und zum anderen war er vom Volk verehrt, weil er der Sieger jener dramatischen Seeschlacht von Otranto war, über die kurz berichtet werden soll.

Der 14. Mai 1917. Die Kreuzer der k. und k. Marine „Novarra", „Saida" und „Helgoland", sowie die Zerstörer „Czepel" und „Baraton"

und drei U-Boote erhalten Befehl, auszulaufen. Die Zerstörer brausen in hoher Fahrt nach draußen. In der Nähe der albanischen Küste treffen sie feindliche Dampfer. Der Zerstörer „Czepel" läßt seine ersten Granaten gegen den die Dampfer begleitenden Zerstörer „Borea" los. Zwei Dampfer sowie der Zerstörer gehen bald im Feuer der k. und k. Zerstörer unter. Ein Dampfer brennt. Als der Abend des 15. Mai anbricht, liegen 12 Schiffe der feindlichen Sperrflottille auf dem Grund der Adria. Eine feindliche Sperre ist gebrochen. Aber die „Novarra" und ihre Begleitschiffe sind nunmehr auch durch die Kampfflotte eines überlegenen Gegners vom Heimathafen abgeriegelt. Vielleicht wäre noch ein Ausweichen möglich gewesen; aber der Kommandant der „Novarra", Nikolaus von Horthy, gibt kurz entschlossen den Befehl, den Kurs nach Norden zu nehmen.

Ein mörderischer Kampf entspinnt sich. Horthy ist mit seiner Flotte zu sehr in den Bereich der gegnerischen Küste gedrängt worden. Als er aus dem Turm auf die Kommandobrücke geht, um das Gefecht besser beobachten zu können, trifft ihn eine Granate, die auf der Brücke einschlägt. Schwerverwundet, mit verbrannter Uniform, schleppt man ihn wieder zum Kommandoturm. Auf der Tragbahre liegend, leitet er den Kampf weiter. Plötzlich kommt ein Obermaschinist und meldet, daß das Flaggschiff nicht mehr fahrtfähig sei. Da gibt der Seeheld Horthy den Begleitschiffen den Befehl, weiter zu manövrieren und den Feind festzuhalten. Die feindliche Flotte glaubt, daß es sich hier um ein geschicktes Manöver des verwegenen Gegners handelt; sie glaubt nicht, daß die „Novarra" wirklich fahrtunfähig ist und – dreht ab. Die Überrumpelung ist geglückt. Der schwerverwundete Kommandant auf dem zerschossenen Flaggschiff hat gesiegt. Der Kreuzer „Saida" nimmt nun die „Novarra" in Schlepp, und die Flotte erreicht so den Heimathafen. Eine der kühnsten Seeschlachten des Weltkrieges ist geschlagen. Ein Wunder und die Kraft eines Mannes entschied sie.

Und dann kommt das Schicksal trotz allen Kampfes doch über Österreich-Ungarn. Am schwersten wird Ungarn betroffen. Es steht unter roter Herrschaft. Bela Khun wütet im Blut. Da übernimmt im Mai 1919 Nikolaus von Horthy das Kriegsministerium einer Gegenregierung. Szegedin ist sein Hauptquartier. Drei Tage nach der Machtübernahme gibt Horthy den Befehl, eine nationale Armee zu schaffen. Horthy verhandelt nicht, sondern handelt. Am 13. August, nachdem die Armee steht, verläßt er im Flugzeug Szegedin. Seine Zeit ist gekommen.



Ein Bild vom Besuch des ungarischen Reichsverwesers in Deutschland. Der Führer zusammen mit seinem hohen Gast aus dem befreundeten Ungarn

Bei Siofok am Plattensee entscheidet sich das Schicksal der Roten. Die Maschine Horthys landet plötzlich vor dem Wachlokal des roten Kommandos. Die überraschten Roten ergeben sich, als der Admiral mit fester Kommandostimme erklärt, daß ihre Zeit vorbei sei. Die Stunde der Befreiung ist damit gekommen. Siofok wird Hauptquartier der Nationalarmee. Unter Horthys Kommando gehen die Truppen von hier aus zum Angriff gegen die Roten vor. Und im November 1919 bereits kann Nikolaus von Horthy als Sieger in die Hauptstadt Ungarns einziehen. Das dankbare Ungarn ehrt den Sieger von Otranto dadurch, daß es ihm den ganzen Staat anvertraut. Seit jener Zeit steht Admiral von Horthy an der Spitze der tapferen Ungarn und führt Zug um Zug das tiefgeschlagene Ungarnvolk zu neuem nationalen Leben.



Auch im ungarischen Volk herrscht eine starke Lebensfreude, die sich unter der Staatsführung des Reichsverwesers Nikolaus von Horthy wieder frei entfalten konnte. Im Bild: Ungarische Jugend in kostbaren Gewändern beim Tanz

Aufnahmen: Scherl (4)

Noch lebt in uns der alte Geist...

Oktober 1928 – Oktober 1938. Zehn Jahre liegen dazwischen. Zehn lange Jahre, die man genau teilen möchte. Fünf Jahre Elend, Not, Verzweiflung – und fünf Jahre Sieg, Aufbau und Glauben. Über allen zehn Jahren aber steht das Wort: Kampf! Kampf für die Idee des deutschen Sozialismus! Kampf unter der blutroten Hitlerfahne für das neue, große Deutsche Reich.

Als ich vor zehn Jahren mit ein paar Kameraden irgendwo draußen in der Mark am Lagerfeuer zusammensaß, da waren wir nur wenige. Da waren in Berlin ein paar hundert Jungen dem Führer verschworen, und die standen, genau so wie wir, einsam und oft verzweifelt zusammen. Aber immer wieder riß uns der Glaube hoch, immer wieder klang in unseren Herzen die Gewißheit, daß der Nationalsozialismus einmal siegen würde.

Wir waren nur ein paar damals am nächtlichen Lagerfeuer, aber wir waren eine feste Gemeinschaft, die nichts auseinanderreißen konnte, und die Tod und Teufel trotzte. Wir waren, wie damals unser Gauführer Gadewolz sagte, Rabauken – und das war für uns ein Ehrentitel.

Wir waren damals keine Musterknaben, wie heute manche Jugendbücher die alte HJ. zu schildern lieben. Wir waren auch keine romantischen Schwärmer, die mit idealistischem Augenaufschlag vom Dritten Reich träumten.

Nein, wir waren junge Kerle, die auf jeden Hieb einen Gegenhieb bereit hatten, wir waren junge Soldaten der Bewegung, die nach dem Worte Dr. Goebbels lebten: „Die beste Verteidigung ist der Angriff." Und so wie wir paar Jungen damals um ein Lagerfeuer saßen, das uns Zeichen unseres Kampfes schien, so haben in allen Gauen des Reiches sich Jungen um das Feuer geschart. Sie alle aber zusammen hätten kaum die Zahl Zehntausend erreicht, so allein waren wir alten Hitler-Jungen damals.

Wir hatten keine Heime, durften auf keine Sportplätze, durften keine Uniform tragen, wurden von Kommunisten und Reichsbannern gehetzt und verfolgt, waren oft aus Schule und Elternhaus verstoßen, besaßen weder Geld noch Gut – und waren dennoch nicht unterzukriegen. In uns lebte ein Glaube, und dieser heilige Glaube ließ uns alle Unbill ertragen, ließ uns opfern, leiden und kämpfen. Wir kannten nicht das Wort: „Not lehrt beten." Wir kannten nur das Wort: „Not lehrt kämpfen." Wir haben uns um die Fahne geschart und sind mit geballten Fäusten und ernsten Gesichtern weitermarschiert. Mancher von uns sank von roter Kugel getroffen. Ein letzter Gruß an ihn war unser Gelöbnis, weiterzukämpfen.

So ging es Jahr um Jahr. Hart war der Kampf und schwer das Ringen um die Seele der deutschen Jugend. Wer mit der Berliner HJ. oder sonstwo in einer Industriestadt im Kampf gestanden hat, der weiß, welch Trumpf ihre Meldung war: „Wieder ein Neuer!" Der weiß aber auch, welch erhebendes Gefühl unser erster und einziger großer Aufmarsch in Potsdam war. Unser Reichsjugendtag 1932. Aus allen Teilen unseres Reiches waren damals die Jungen und Mädel zusammengekommen, um Bekenntnis abzulegen zum Führer und Volk. Damals, 1932, als eine sogenannte nationale Regierung uns mit Terror und Haß verfolgte, wie es schlimmer die Roten nicht getan hatten.

Potsdam 1932, das war der alten HJ. größter und schönster Tag, den alle, die ihn erlebten, nie vergessen werden.

Als beim großen Vorbeimarsch an Adolf Hitler die Zehntausende von Jungen und Mädeln ihren Führer grüßten, da hatte er die Gewißheit, daß die Zukunft ihm gehören werde. Wir Jungen aber wußten, daß unser Einsatz und unsere Opfer nicht vergebens waren.

Gut ein Vierteljahr später marschierten wir mit SA. und SS. zusammen im Fackelschein durch das Brandenburger Tor. Hitler war Reichskanzler! Unser Führer hatte das Staatsruder in seine Hände genommen. Die Zukunft gehörte dem Nationalsozialismus.

Mit dem Jahre 1933 begann für uns ein neuer Kampfabschnitt. Wir waren aus einer Jugend gegen die Regierung zu einer Jugend des Staates geworden, und nun galt es zu beweisen, daß wir nicht nur ein Ziel erkämpfen konnten, sondern daß wir auch fähig waren, durch die Tat am Aufbau des neuen nationalsozialistischen Staates teilzunehmen. Und wir bewiesen es.

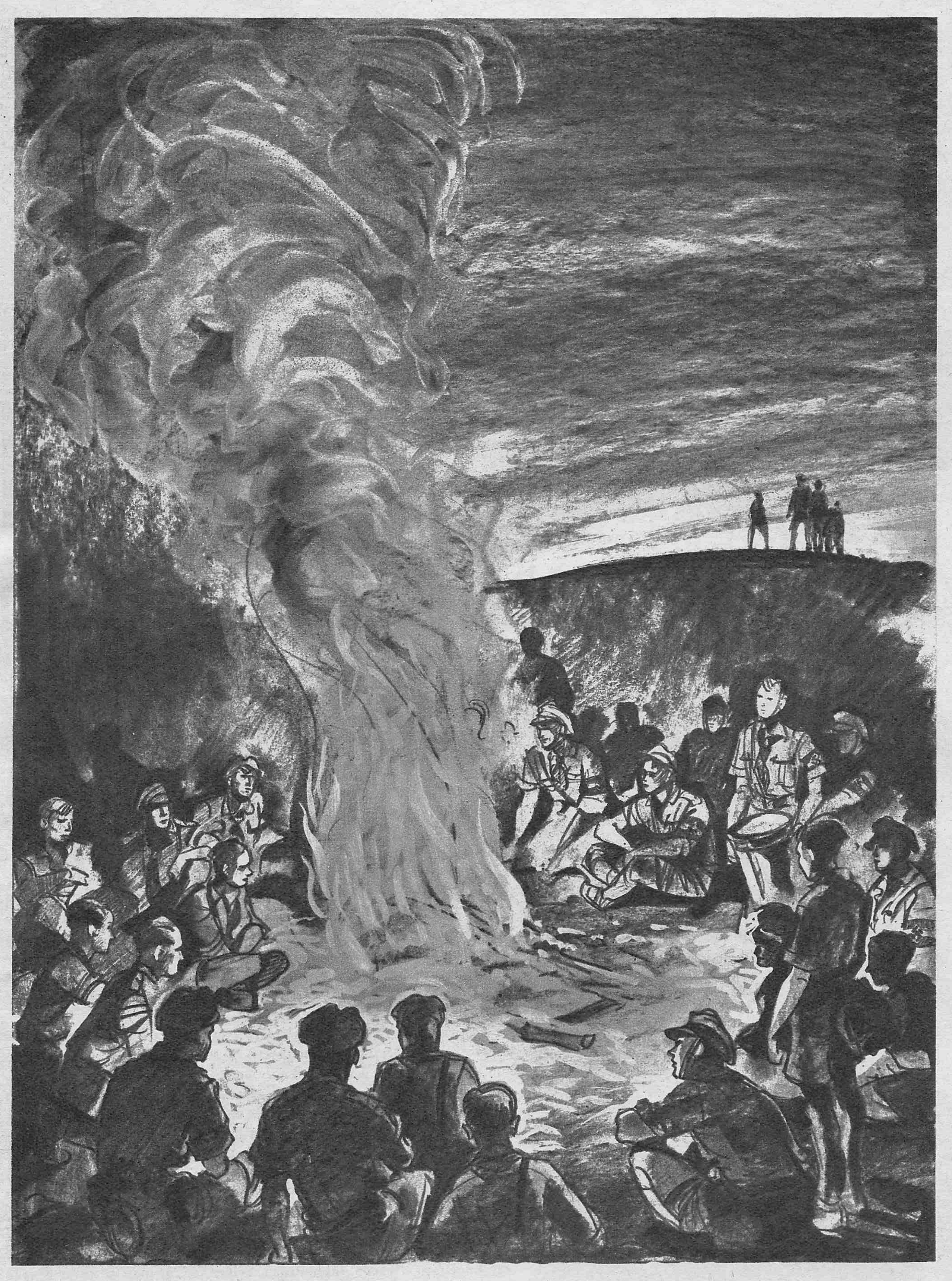
Die Jungen der alten HJ. stellten ihre ganze Arbeitskraft in den Dienst des neuen Reiches. Sie erfüllten ihre Pflicht als HJ.-Führer an der Jungenfront, gingen in den Arbeitsdienst, zur Polizei und neuen Wehrmacht, ließen sich in Schulungslagern der Partei für soziale Arbeiten ausbilden, fanden neue Aufgaben in Gebieten des öffentlichen Lebens. Was sie aber nicht taten, war lautes Rühmen ihres vergangenen Kampfes. Ich kenne keinen meiner alten HJ.-Kameraden, der auch nur einen einzigen persönlichen Vorteil verlangt hätte, nur weil er alter Hitler-Junge war. Still gingen wir alle an unsere neue Arbeit. Mancher mußte viel lernen. Da hieß es, die Zähne zusammenbeißen und durchhalten. Es galt ja zu beweisen, daß man ein Kerl war. Und sie haben es bewiesen, die alten Kameraden der HJ. Sie mußten oft in ihren neuen Arbeitsgebieten so schaffen, daß sie keine Zeit mehr zum HJ.-Dienst hatten. Sie mußten in allen Ehren ihre Formation verlassen, die sie über alles liebten und nie vergessen werden. Aber genau so still und aufopfernd, wie sie in den Kampfjahren ihre Pflicht erfüllten, schaffen sie jetzt in ihren neuen Arbeitsgebieten. Es ist nicht ihre Art, zu prahlen, das überlassen sie jenen, die von Kampf und Opfer nichts wissen und dennoch dauernd davon schreiben und reden. – Sie gehen ans Werk und bleiben immer die, die sie waren. Auf ihren Schultern ruht die Zukunft und auch schon die Gegenwart unseres Staates. Das wissen sie.

Im alten Geiste, heute wie vor zehn Jahren, folgen sie aufrecht und bewußt der Hakenkreuzfahne. Ihr Kampf ist heute Arbeit und nochmals Arbeit. Darum schaffen sie schweigend und verbissen, sie erfüllen ihre Aufgabe als Nationalsozialisten, als Deutsche.

In ihren Augen steht der alte fanatische Siegesglaube, in ihren Ohren klingt das Lied eines ihrer HJ.-Kameraden:

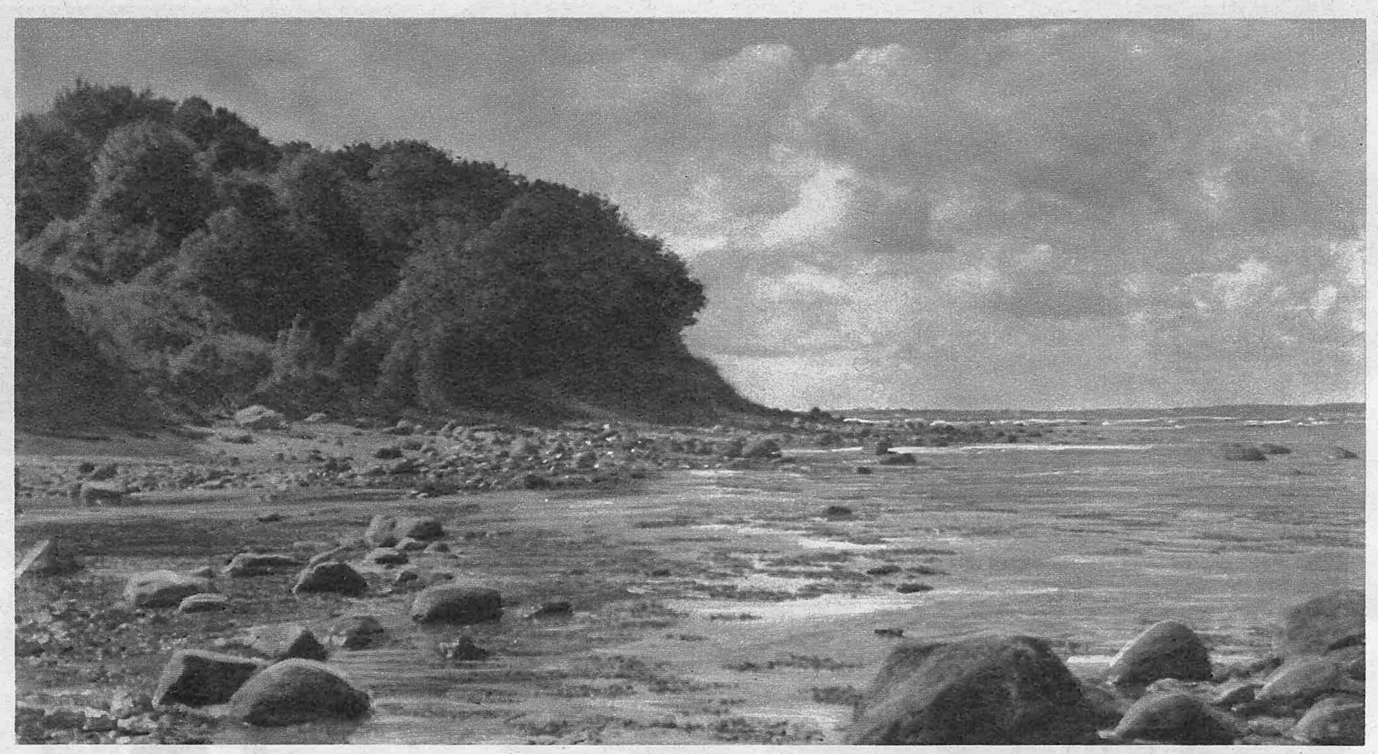
Mein alter Kamerad, du bist mit mir marschiert
In Sommer- und in Wintersnacht.
Wir haben nie an uns gedacht,
Wenn wir getrauert und gelacht.
Noch lebt in uns der alte Geist,
Der nach den höchsten Gipfeln weist,
Und Siegen oder Sterben heißt.
Wenn wieder sich die Trommel rührt,
Dann weiß ich: So wie einst marschiert
Mein alter Kamerad.

– gö –



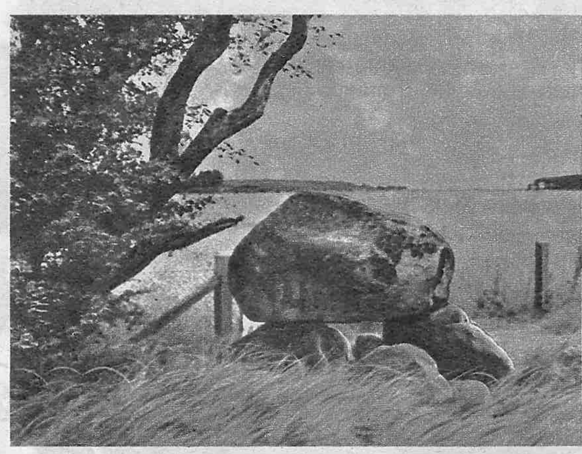
HJ am Lagerfeuer

Zeichnung von Peter Wywiorski



Steilufer bei Habernis am Ausgang der Flensburger Förde

Das schöne Angeln, die Heimat der Angelsachsen



Mitten auf der Koppel, zwischen Helligbek und Stolk, liegt der Taufstein des Heiligen Poppo

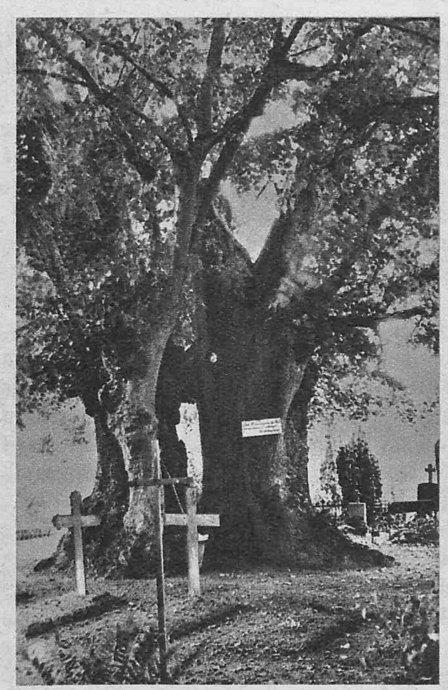


Der sagenumwobene Königstein in der Schlei

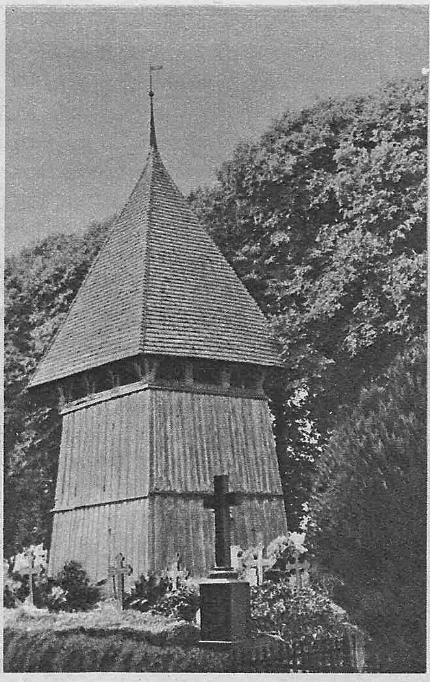
Hoch oben an Deutschlands nördlichster Grenze liegt, von den Ostseefluten und dem Schleistrom eingeschlossen, die Landschaft Angeln, die über Norddeutschland hinaus durch das anmutige Landschaftsbild mit den sanften Hügeln, Buchenwäldern, Seen und Steilufern bekannt ist. Angeln trägt noch heute den Namen des Volkes, das vor 1500 Jahren über die Nordsee nach den britischen Inseln zog und deren südlichen Teilen fortan den Namen England gab. Angeln ist tatsächlich das alte Kernland und die Heimat jenes Volkes, das die Welt eroberte.

Der Zug der Angeln, Sachsen, Jüten und Friesen nach Britannien fand um die Mitte des 5. Jahrhunderts, der Sage nach unter der Führung von Hengist und Horsa, statt. Dabei müssen die Angeln eine besondere Stellung eingenommen haben, denn sie geben dem neu eroberten Lande den Namen England, d. i. Angelland, und noch heute findet man Ortsnamen dort vor, die auch in der Urheimat der Angeln anzutreffen sind. Nach der Auswanderung breiteten sich vom Norden her skandinavische Dänen aus, die sich mit den Resten der Angeln und Jüten zu einem skandinavisch-germanischen Mischvolk verbanden, dem sich später noch ein sächsischer Einfluß zugesellte.

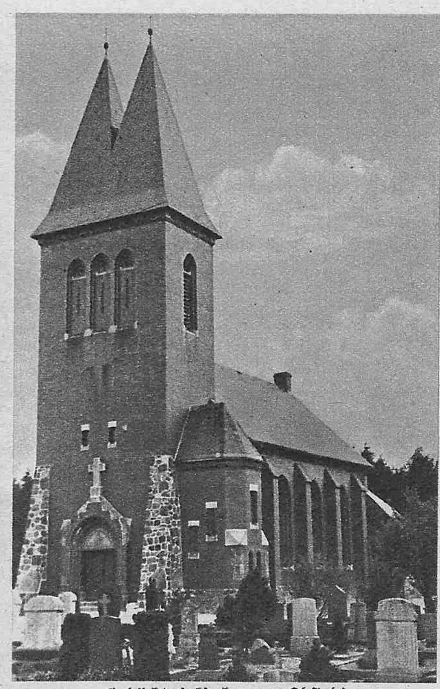
Durch die fortschreitende Besiedlung wurden die Waldungen gerodet und in Ackerfluren verwandelt. Aus der Allmende, dem gemeinsamen Besitz aller Dorfbewohner, wurde allmählich der Privatbesitz, aus dem Nutznießer wurde der Eigentümer, der sein Land nach seinem eigenen Ermessen bewirtschaftete und einfriedigte. Erdwälle und Zäune aus geflochtenem Buschwerk wurden die Flureinfassungen. Zur Schonung des Waldbestandes empfahl die Regierung, an Stelle der toten Zäune Wälle mit lebenden Hecken anzulegen. So entstanden die Knicks, die der heutigen Landschaft den Charakter geben und dem schönen Angeln den eigenartigen Reiz verleihen. Sie liegen kreuz und quer, hin und her, scheinbar regellos nach allen Richtungen; aber ein Blick von oben läßt uns erkennen, wie fein sich diese Knicks den Biegungen und Windungen des hügeligen Bodens anschmiegen. Leider schlägt man an ihrer Stelle oft Pfähle ein, die den bissigen Stacheldraht tragen, und vom Nutzen der Knicks will man nichts hören. Aber in der Tat bilden sie doch einen festen Wall, der sich mit geringen Mitteln selbst erhält, der Feuerung



Uralte Linde, vom Blitz zerspalten, auf dem Steinberger Friedhof



Der freistehende Glockenturm der Kirche zu Norderbrarup mit seinem wuchtigen Zeltdach aus Schindeln ist ein Beispiel edler Holzarchitektur



Gedächtniskirche zu Idstedt. Grundsteinlegung 1900, Einweihung 1903

für den Haushalt in ausreichendem Maße bietet und das Vieh gegen die Unbilden der Witterung schützt. Sie sind die Brutstätte der vielen Singvögel, die als unermüdliche Insektenfresser zu den Freunden des Bauern zählen. Wie verödet wäre dieser fruchtbare Landstrich, wenn die Knicks nicht mehr wären!

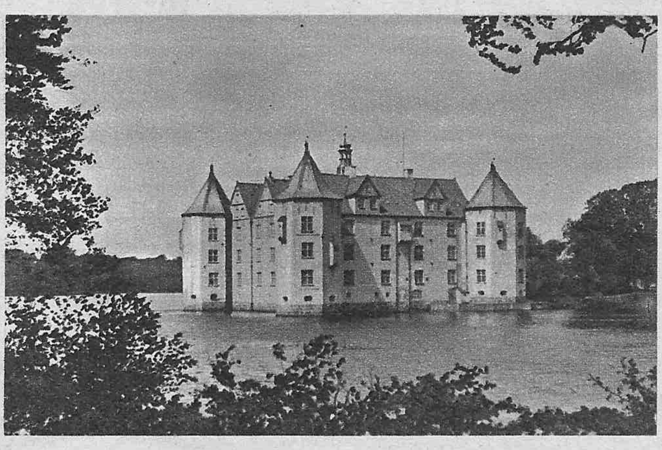
Als besondere erdgeschichtliche Zeugen der Eiszeit sind die Rinnenseen und der Wallberg bei Süderbrarup zu nennen. Dieser Wallberg ist eine in westöstlicher Richtung sich erstreckende, eineinhalb Kilometer lange Erhöhung, die von der Bahn Kiel – Flensburg durchschnitten wird und als ein sogenannter Os bezeichnet wird. Sie ist dadurch entstanden, daß ein Schmelzwassertunnel des ehemaligen Eises mit Bodenmaterial angefüllt wurde. Nach dem Abschmelzen des Eises blieb diese Masse am oberen Ende der Rinne des Oxbek-Langseetales als Wallberg liegen. Da er durch Sand- und Kiesabgrabung gefährdet war, ist das eindrucksvolle Denkmal aus der Vorgeschichte dieser Landschaft zum Naturschutzgebiet erklärt worden.

Angeln ist das Land der freien Bauern; nur im Südosten sind noch größere Güter vorhanden. Die Haupterwerbstätigkeit bildet die Landwirtschaft. Die Angelner rotbunte Kuh wird an Milchergiebigkeit im Verhältnis zum Körpergewicht nach Menge und Fettgehalt von keiner anderen Rindviehart in Schleswig-Holstein übertroffen. Alle Gewerbetreibenden stehen in engster Verbindung mit der Landwirtschaft. Der Angelner Bauer treibt in hohem Maße Veredelungswirtschaft, in der Praxis und Wissenschaft Hand in Hand dem großen Ziele zustreben, das deutsche Volk aus deutschem Boden zu ernähren.

Flensburg, Schleswig und Kappeln an der Schlei bilden die natürlichen Ausgangspunkte für Ausflüge ins Angelland. Flensburg, die nördlichste Stadt des Deutschen Reiches, liegt am Zipfel der tief ins Land einschneidenden blauen Förde. Eins der interessantesten Gebäude im alten Häuserviertel ist das „Alt-Flensburger Haus", in welchem Dr. Eckener seine Jugend verlebt hat. An der Südseite der Förde, inmitten hoher Buchenwaldungen, liegt das Städtchen Glücksburg. An manchen Stellen fällt hier das Land in steiler Klippe zum Meer ab, die schönsten Fernblicke bietend. Idyllisch ist das vom Hochwald umrahmte Glücksburger Schloß gelegen. Stolz steigt der dreischiffige, sonst ungegliederte Bau mit seinen roten Dächern und den vier mächtigen Türmen an den Ecken aus dem Wasser auf, so wie man sich wohl die Schlösser nordischer Sagen vorstellt. Diese malerische Wasserburg wurde 1582 auf dem Grunde des alten Rüdeklosters erbaut, war später der Lieblingsaufenthalt des Königs Friedrich VII. von Dänemark und ist jetzt im Besitz des Herzogs von Schleswig-Holstein-Glücksburg. Sehenswert



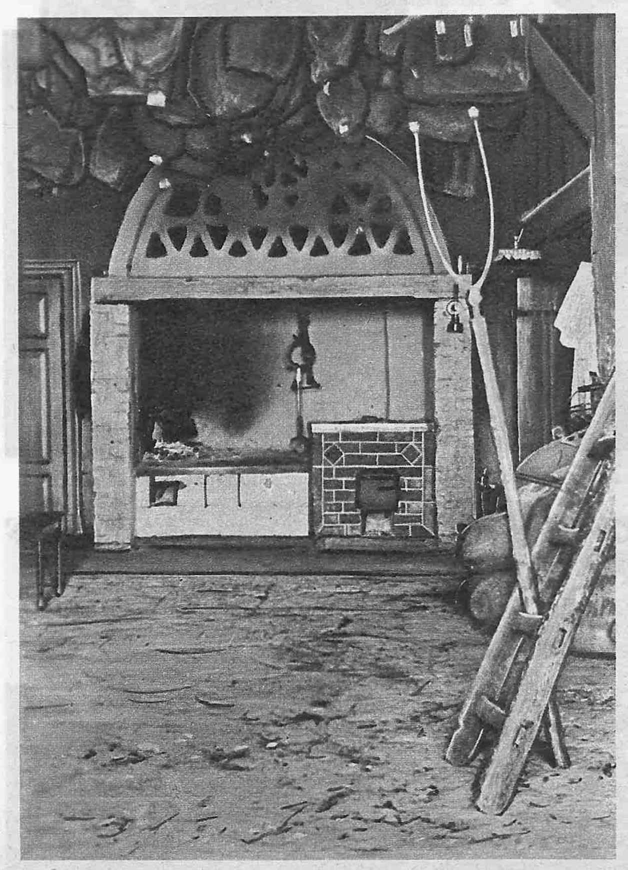
Sonntagsfriede auf der heimatlichen Scholle



Das Glücksburger Schloß



Nikolaikirche in Kapelln



Am niedersächsischen Herd

Aufnahmen: Wilhelm Jessen

sind die beiden Säle des Schlosses. Im oberen fesseln besonders schöne Gobelins die Aufmerksamkeit. Die unter dem Wasserspiegel liegende Schloßkapelle dient zugleich als Ortskirche.

Wandern wir weiter südwärts, so spürt man immer wieder die Nähe der Ostsee. Steil fällt das Ufer zum Strande ab, wo mächtige Findlinge die Uferlinie einsäumen. Überall sieht man, wie das Meer an der Steilküste nagt und wühlt. Es ist ganz unmöglich, all die einladenden Orte zu nennen, als da sind Bockholmwik, Langballigau, Neukirchen, Habernis, Steinberghaff bis nach Gelting und Fallshöft. Der Naturfreund wandert zur einsamen Halbinsel Beveroe und der sogenannten Birk, der unter Pflanzenschutz gestellten Spitze, wo z. B. die Stranddistel noch in reichem Maße zu finden ist. Im äußersten Osten Angelns liegt an der Schleimündung die ehemalige Insel „Öhe", die Lotseninsel mit dem Leuchtturm und dem malerischen Fischerdorf Maasholm. Dieses hat im Laufe der Jahrhunderte, weil es immer wieder von Überflutungen heimgesucht wurde, mehrmals seinen Platz wechseln müssen. Der letzte Ortswechsel geschah um 1700, als die „alte Maas" fast vollständig zerstört worden war. Damals wählte man als Siedlungsplatz den jetzigen auf dem hochgelegenen „Holm", und seitdem heißt der Ort „Maasholm".

Am westlichen Schleiufer liegt an einer Anhöhe angelehnt das freundliche Städtchen Kapelln mit der hübschen Stadtsilhouette, das durch seine Räuchereien weit über die Grenzen der Provinz Schleswig-Holstein hinaus bekannt ist. Im Innern des Städtchens finden wir noch alte Bauten in einem bunten Durcheinander an engen Gassen. Vom Schleistrom steigen wir zur Nikolaikirche hinan, bis wir einen abgeschlossenen, idyllischen Winkel am Kirchhof erreichen. Fast vergessen träumen dort alte Fachwerkhäuser von früherer Zeit. — „Kehrwieder" nennt ein Schildchen diesen Platz.

Ein Schleidampfer bringt uns nach Schleswig, das schon zu Anfang des 9. Jahrhunderts ein wichtiger Handelsplatz war. Um 800 wurde gegenüber der Stadt am Haddebyer Moor von Wikingern die damals gewaltigste Handelsstadt des ganzen Nordens, Haithabu, gegründet, die bis um das Jahr 1000 bestanden hat und deren Ringwälle, im Volksmund Oldenburg genannt, bis heute erhalten blieben. Nachdem Ansgar 826 das Christentum in Schleswig eingeführt hatte, wurde die Stadt ein weithin bekannter Bischofssitz.

Das Dannewerk, die Schlachtfelder bei Schleswig, Idstedt, Översee, Bau und viele andere Stätten wecken lebhafte Erinnerungen an die Kämpfe unserer Vorfahren um Recht und Freiheit. Sie rufen uns aber auch mahnend die Zeile des Schleswig-Holstein-Liedes zu: „Wahre treu, was schwer errungen!"

Vom Scheersberg mit dem Bismarckturm, im Herzen Angelns gelegen, blicken wir nun von 70 m Höhe noch einmal auf diesen fruchtbaren Landstrich hinab. Lustig kreisen die Windmühlen, und aus allen Himmelsrichtungen grüßen uns Kirchtürme und Glockenhäuser, oft noch mit Schindeln aus Eichenholz bedeckt, entgegen. An Auen rauschen, von mächtigen Eichen geschützt, uralte Wassermühlen. Vor den gepflegten Friedhöfen stehen knorrige Linden, wie z. B. in Steinbergkirche. Dieser Lindenstamm ist vom Blitz bis an den Erdboden völlig zerklüftet, aber alljährlich ergrünt ihre Krone von neuem. Wann dieser Baum, dessen Stamm einen Umfang von 8 m hat, gepflanzt worden ist, wird sich wohl kaum ermitteln lassen. Im Abendsonnenschein werfen die zahlreichen Grabhügel der Vorzeit lange Schatten, und viele Sagen und Erzählungen spielen um sie herum und hüllen die Landschaft Angeln in ein mystisches Kleid.

Eisenbahn- und Kraftpostlinien erschließen jedem Naturfreund und Erholungsbedürftigen diesen prächtigen Landstrich. Die NSG. „Kraft durch Freude" hat es schon tausenden Volksgenossen ermöglicht, hier in gesunder, klarer Luft am Ostseegestade ihren Urlaub zu verbringen. — Pastor erschien vor 100 Jahren Angeln als ein reichgesegneter Garten Gottes, als ein Land, darinnen Milch und Honig fleußt, und um mit der Heiligen Schrift zu reden: „Du suchest das Land heim und wässerst es und machest es sehr reich. Gottes Brünnlein hat Wassers die Fülle. Du lässest ihr Getreide wohlgeraten, denn also bauest du das Land und segnest sein Gewächs."



Till ist wieder im Lande!

Neue Streiche, erzählt von Peter Osten; Linolschnitte: Will Halle

Das Leben ist schön

Wenn einer so recht vergnügt ist, dann soll er pfeifen. Richtig laut eins pfeifen, wie sich das für einen frohen Menschen gehört. Dabei spielt es noch nicht einmal eine Rolle, ob er schön oder laut pfeift. Hauptsache, er trillert sein Liedchen frisch und munter hinaus, daß man annehmen könnte, er hätte das große Los gezogen.

Der einsame Wanderer, der dort den schmalen Ackerweg entlangkommt, pfeift auch. Natürlich, warum soll er auch nicht. Ihm geht es gut. Er ist jung, gesund und daher guter Laune. Wenn er so die Lippen beim Pfeifen zusammenpreßt, bekommt sein etwas schmales und kluges Gesicht einen recht spitzbübischen Ausdruck. Man glaubt sofort einen Menschen vor sich zu haben, der mit allen Wassern gewaschen ist und der keine Angst oder Scheu vor irgend etwas oder irgend jemandem kennt.

Langsam kommt der Wanderer näher und näher. Am Waldesrand hockt er sich, immer noch vergnügt vor sich hinpfeifend, nieder, faßt tief in seine Jackentasche und kramt einen dicken Kanten Brot hervor. Mit einem riesigen Taschenmesser, es könnte beinahe ein Hirschfänger sein, zerschneidet er das Brot. Dann greift er zur mit Wasser gefüllten Feldflasche, nimmt einen tiefen Schluck und beginnt langsam und genießerisch zu kauen, als säße er an der erlesensten Schlemmertafel der Welt und äße die besten und teuersten Speisen, die je angerichtet wurden.

Lassen wir ihn also langsam kauen, und betrachten wir derweilen sein Äußeres.

Er ist irgendwie auffallend. Natürlich. Er trägt ja auch eine großgestreifte Sportjacke und einen dicken, gepunkten Schlips, der herausfordernd aus dem Kragenausschnitt leuchtet. Aber die grelle Farbe des Binders paßt gut zu dem gesunden, braunen Gesicht, in das, wie bei rechten und gesunden Jungen, jetzt die Haare hineinhängen. Mit einer leichten Handbewegung schiebt der Rastende sie zurück. Dann greift er neben sich nach einem kleinen Lederkoffer. Schnapp. So, der ist auf. Ein Griff hinein, und hervor kommt ein Buch und ein dicker Bleistift. Nachdenklich schlägt unser Wanderer die erste Seite auf, dann spitzt er mit seinem Hirschfänger den Bleistift an und schreibt in großen Buchstaben: Erster Tag meiner Reise. Ein Blatt weiter beginnt er:

„Vor zwei Stunden habe ich mein Heimatdorf verlassen und ziehe nun hinaus in die Fremde. Ich will das Leben kennenlernen, will die Menschen beobachten bei ihrem Tun und Lassen, will ihnen zur Seite stehen, wo ich kann. Nur wenig habe ich bei mir. Meinen Anzug und dann den kleinen Reisekoffer, den mir ein Sommerfrischler für billiges Geld verkaufte. An Geld leide ich nicht, und dennoch will ich viel Schönes sehen und erleben. Ich glaube, das Leben ist immer so schön, wie man es sich macht. Dazu aber braucht man kein Geld, nur Gesundheit, frohen Mut und einen unerschütterlichen Glauben an die Zukunft. Ich will hinausziehen, Land und Leute zu erleben, will mit offenen Augen dabei sein; denn es kommt nicht darauf an, daß man viel sieht, sondern wie man es sieht, und das Gesehene in sich aufnimmt und aus ihm lernt.

Lachend will ich durchs Land fahren, denn Lachen ist Reichtum. Wehe dem, der nicht lachen kann, er ist arm, auch wenn er Millionen besitzt."

Der Schreibende legt langsam den Bleistift zur Seite, überliest noch einmal seine Worte und setzt dann noch als Abschluß darunter: „Am ersten Tage meiner Wanderung. — Till."

*

Till — hat er geschrieben. Till. Endlich wissen wir nun auch, wie er heißt. Wohl kennen wir seinen Vater und seine Mutter nicht, wissen nicht, woher er kommt, wie er eigentlich heißt und was er sonst treibt. Ihn zu fragen, hätte auch keinen Zweck; denn er würde doch nur spitzbübisch ein Auge zukneifen und antworten: Ich heiße Till. Meine Eltern sind brave, biedere Leute. Sie sind bekannt und beliebt. Mein Vater ist der gute, alte deutsche Spaß und meine Mutter die Gerechtigkeit. Was ich tue und treibe? Alles! Ich habe keinen Beruf, der irgendeiner Fachschaft untersteht. Ich bin ein Narr, ein Schalk. Mein Name ist Till und sonst gar nichts.

Warum also unnütz fragen? Lassen wir ihn hinausziehen in das Land, folgen wir ihm und lernen wir von ihm das Leben von der lustigen Seite kennen. Lachen ist gesund, sagt der Volksmund, und ein anderes altes Sprichwort sagt: „Wer dem Volke aufs Maul schaut, erfährt die Wahrheit."

Wir wollen gern die Wahrheit hören; denn wir sind stark und können sie vertragen. Wir wollen gern aus Fehlern lernen; denn wir sind ehrlich genug, um zu wissen, daß Irren menschlich ist. — Wenn Till hinausgeht in Stadt und Land, wenn er, der Narr und Spaßmacher, auf seine Art Mängel und Fehler der Menschen beseitigt und richtigstellt, dann wollen wir ihm offenen Herzens folgen; denn niemand von uns ist ohne Fehler und so groß, daß er nicht noch lernen könnte.

Zurück also zu unserem einsamen Wanderer, der gerade als letztes sein Tagebuch in den Koffer packt. Ein Griff nach dem bunten Binder, eine schnelle Handbewegung durch das Haar, und dann springt Till auf, greift sich seinen kleinen Koffer und wandert pfeifend weiter. Ziel: Große Stadt.

Buchhalter Tiedke trinkt nie wieder

Wer den Till so die Straßen entlangziehen sieht, der glaubt bestimmt nicht, einen Arbeits- und Obdachlosen vor sich zu haben. Und dennoch ist es so.

Aber unser Till macht sich einen Schmutz daraus. Fröhlich pfeifend wandert er dahin, und nach mehrstündigem Marsch hat er die Stadt, das Ziel seines Strebens, erreicht. „Uff" macht er am Stadttor, setzt kurz den kleinen Koffer ab und wischt sich schnell den Schweiß von der Stirne.

Nun kann es losgehen.

Ein paar Spaziergänger sehen sich lächelnd nach ihm um. „Seht mal", sagt einer, „wie der sich herausgeputzt hat. Solch Narr!" Die anderen lachen. Man hört sie noch eine ganze Weile.

Solch ein Narr! Hahaha!

Till grinst vor sich hin. Ja, ja, ihr müßt es ja wissen! Ich bin ein Narr — und ihr dummen Kerle glaubt euch über mich lustig machen zu können. Na wartet, der Narr wird euch die Flötentöne schon beibringen.

Ein Griff nach dem Koffer, dann schlendert Till langsam und bedächtig die Hauptstraße der kleinen Stadt hinunter. Mal schaut er rechts, mal links, bis er ein Haus entdeckt, das ihm gefällt. Im ersten Stock hängt ein Pappschild: „Zimmer zu vermieten." Hier ist es richtig.

Till steigt die 32 Stufen bis zum ersten Stock hinauf und zieht dann an der Glocke. Die Wohnungstür mit dem Schild „August Tiedke, Buchhalter" öffnet sich. Eine kleine, spillrige Frau steht in der Türfüllung. Ein wenig scheu und verängstigt sieht sie aus.

„Ich komme wegen des Zimmers", stellt sich Till vor. „Ist es noch frei?" — Die kleine Frau mustert ihn von oben bis unten, zögert erst eine Weile und sagt dann wie nach einem schwergefaßten Entschluß: „Natürlich, treten Sie nur näher!"

Till setzt wieder den Koffer ab, reinigt sich schnell am Schuhabtritt die staubigen Stiefel und tritt dann in die kleine, bescheidene, aber saubere Wohnung von Tiedkes ein. Schnell wird er mit der Frau handelseinig, und als er gar die Miete für den ersten Monat bar auf den Tisch legt, hat er sofort an großem Ansehen gewonnen.

„Im Vertrauen gesagt", gesteht ihm seine neue Wirtin ein, „ich hatte ein bißchen Angst um mein Geld. Nehmen Sie mir das nicht übel; aber Sie sehen nun einmal so sonderbar aus. So ganz anders! Wäre ich nicht ein Menschenkenner (bei den Worten schmunzelt Till ganz leise), so hätte ich Sie leicht für einen Gauner halten können."

Till nickt ihr verständnisinnig zu: „Ja, ja, liebe Frau. Aber ohne Ihre Menschenkenntnis anzuzweifeln, möchte ich Ihnen doch einen Rat geben: Man soll Menschen nie nach dem Äußeren beurteilen. Die größten Betrüger tragen oft einen Frack, und manch ehrlicher Mensch läuft stolz, aber reinen Gewissens, in geflickten Sachen herum."

Beschämt geht die Frau aus dem Zimmer. Till lächelt vor sich hin. Ja, so ist es nun einmal. Wäre er in pikfeinen Kleidern gekommen, vielleicht sogar in einer eleganten Droschke vorgefahren, dann hätten sich die Leute um ihn gerissen. Niemand aber hätte den „feinen Mann" nach Herkunft oder Geld zu fragen gewagt. So sind halt die Menschen.

Während er sich dann langsam in seinem Zimmer, das für die nächste Zeit sein stetes Heim sein soll, einrichtet und nachdenklich vor sich hinsummt, hört er nebenan einen regen Wortwechsel. Eine laute Männerstimme und dann das verschüchterte Stimmchen seiner Wirtin. Deutlich versteht er jetzt:

„Und ich lasse mich von dir nicht bevormunden. Ich gehe aus, wenn ich will", so brüllt der Mann.

„Aber August", bittet die Frau, „ich will dir doch gar keine Vorschriften machen. Ich bitte dich doch nur, nicht trinken zu gehen. Höre doch auf mich, ich bitte dich."

„Das hätte noch gefehlt", ist die Antwort. Dann knallt eine Tür. Schwere Schritte stampfen die Treppe hinab. Also geht er doch trinken, stellt Till fest. Dann geht er in die Küche, um seine Wirtin zu bitten, ihm Abendbrot zu richten. Er findet sie schluchzend am Küchentisch sitzen, den Kopf in beide Hände vergraben.

„Aber liebe Frau Tiedke", tröstet er, „lassen Sie doch Ihrem Mann die kleine Freude. Warum soll er nicht nach der Arbeit ein schönes Glas Bier trinken? Das ist doch nicht schlimm."

Da fährt die kleine Frau hoch. Mit einem Ruck steht sie vor Till, beide Hände zornig in die Hüften gestemmt. „Sie", schreit sie auf ihn ein, „reden Sie ihm gar nicht noch zu Munde, diesem heruntergekommenen Halunken, diesem Säufer."

„Hab' ich ja nie gewollt", beruhigt sie der Till. „Ist es denn so schlimm?"

Da ist es mit der Haltung der Frau wieder vorbei. Weinend erzählt sie ihm von ihrem zerstörten Eheglück. „Früher hat er selten getrunken", schluchzt sie, „höchstens ein oder zwei Glas, dann kam er wieder. Aber seit einem halben Jahr ist es nicht mehr zum Aushalten. Jeden Abend sitzt er mit seinen sogenannten Freunden in der Schenke und vertrinkt sein ganzes Geld. Ich weiß schon nicht mehr, wovon ich den Haushalt führen soll. Wenn ich ihn aber gar ermahne, dann wird er erst recht zornig, schmeißt die Tür und rennt wieder ins Wirtshaus!"

Nachdenklich hat Till zugehört. Dieser Frau muß geholfen werden. Und er wird ihr helfen. Aber wie? Hin und her sinnt er.

Plötzlich springt er auf: „Ich hab's", freut er sich und klopft sich lachend auf die Schenkel, „liebe Frau, ich hab's. Sie müssen nur Vertrauen zu mir haben."

Die Frau nickt und fragt dann zweifelnd: „Ja, wie wollen Sie denn...?" Aber Till läßt sie erst gar nicht ausreden. „Besorgen Sie mir einen Topf mit weißer Farbe, mehrere Bogen Packpapier und einen Pinsel. Aber schnell, schnell."



Kopfschüttelnd eilt die Frau davon. Nach kurzer Zeit ist sie mit dem Gewünschten wieder oben.

„Wo ist das Zimmer Ihres Mannes?" fragt Till. „Dort", zeigt Frau Tiedke und führt ihn hinein. „Aber was soll denn das alles?"

„Nicht fragen", lacht er sie an, „nicht fragen. Es wird alles gutgehen. Warten Sie ab." Dann verschwindet er im Zimmer des Herrn Buchhalters Tiedke, schließt die Tür ab und läßt über eine Stunde nichts von sich hören.

Draußen die Frau ängstigt und bangt sich: Was mag der neue Mieter nur anstellen! Wo bleibt er nur so lange?

Als es ihr gar zu unheimlich ist und sie vor Ungeduld nicht länger warten kann, steht sie auf und will einmal klopfen, um zu hören, wo ihr Mieter bleibt und was er treibt. Aber ehe sie ihren Entschluß in die Tat umsetzen kann, öffnet sich die Tür, und Till tritt heraus. Sein Anzug ist zwar von oben bis unten mit Farbe beschmutzt, aber sein Gesicht strahlt.

„So, liebe Frau", lacht er, „das wäre alles in Butter. Jetzt reinigen Sie mir bitte schnell die Sachen mit Terpentin, und dann wollen wir die Rückkehr Ihres Mannes abwarten." Dabei schiebt er sie sanft von der Tür weg in die Küche, zieht sich die Jacke aus und sieht geduldig und seine Schnitten kauend der Reinigung zu. — Draußen schließt jemand an der Wohnungstür. „Mein Mann", schreckt Frau Tiedke hoch. „Lassen Sie ihn ruhig wursteln", drückt Till sie wieder auf den Stuhl zurück. „Er soll allein hereinkommen. Dann geht er sicher gleich in sein Zimmer." Ängstlich setzt sich Frau Tiedke wieder. Sie traut dem Frieden nicht so recht. Unruhig rutscht sie auf ihrem Platz hin und her. Till aber grient nur still vor sich hin und kaut andächtig sein Abendbrot. Endlich scheint dem Betrunkenen das Glück hold gewesen zu sein. Er hat das Schlüsselloch gefunden und kommt nun brummend in die Wohnung. Die beiden in der Küche hören, wie er sich langsam torkelnd in Richtung seines Zimmers bewegt.

„Jetzt ist er drinnen", sagt die Frau und unterdrückt mit Mühe ein lautes Schluchzen. Till sieht sie mitleidig an.

Plötzlich hören sie einen durchdringenden Schrei. Erschreckt fährt die Frau hoch. „Um Himmels willen, was ist los? Was haben Sie ihm getan?"

Ehe Till eine Antwort geben kann, öffnet sich die Küchentür und Herr Tiedke stürzt herein. Blaß wie eine Kalkwand. Vor seiner Frau stürzt er in die Knie.

„Helft mir doch", jammert er, „ich bin verrückt. Trinkerwahnsinn. Ich sehe weiße Mäuse. Die ganze Stube ist voll von ihnen. Oh, hätte ich nie getrunken."

Till sieht die Frau warnend an. Die nickt. Jetzt weiß sie, was drinnen in der Stube geschah. Beruhigend streicht sie ihrem Manne über das Haar. „Ich werde dir ein paar kalte Umschläge machen", sagt sie, „das beruhigt. Es wird schon besser werden." — „Nie wieder trinke ich", schluchzt der Mann, „nie wieder. Dieser verfluchte Alkohol." Die Frau lächelt jetzt nur leise vor sich hin und ist dem Till so dankbar, so von Herzen dankbar. Der hat sich inzwischen aus der Küche geschlichen und ist dabei, drinnen in dem Zimmer des Buchhalters Tiedke lange Rollen Packpapier, mit weißen Mäusen bemalt, von den Wänden zu trennen. Still lacht er vor sich hin. Das wäre geglückt. Der trinkt auf diesen Schreck nie wieder mehr, als ihm gut tut.

Am anderen Morgen sitzt er mit dem Ehepaar Tiedke beim Frühstück. Der Buchhalter sieht ihn forschend an und fragt dann: „Sagen Sie, junger Mann, was sind Sie eigentlich von Beruf?"

„Nichts", antwortet Till lachend. „Nur ein Narr, ich will den Menschen helfen."

„Haha", lacht da der alte Tiedke. „Freilich, dann sind Sie ein Narr." Dann aber macht er Till den Vorschlag, ihm bei seiner Buchhaltung zu helfen, die ja lange Zeit vernachlässigt wurde. Gegen einen kleinen Lohn erklärt sich Till bereit.

„So, auch die Geldfrage ist vorläufig geregelt", denkt er bei sich, als er allein in seinem Zimmer sitzt. Dann klappt er sein Tagebuch auf, schreibt sein Erlebnis hinein und schließt mit den Worten:

„Der Alkohol ist der größte Feind der Menschheit. Ein Mensch, der sinnlos säuft, ist mehr zu verachten als ein Schwein in der dreckigsten Jauchekuhle. Das Schwein kann nicht anders, schon darum steht es haushoch über dem Säufer." — So schreibt der Till.

Till und das Verbotsschild

Eines Tages spaziert Till froh und wohlgelaunt durch den Bürgerpark seiner kleinen Stadt. Er denkt an nichts Böses und bummelt, wie immer, leise pfeifend den Weg entlang. Da reißt ihm ein plötzlicher Windstoß den Hut vom Kopf und treibt ihn vor sich her. Aber, o Mißgeschick, der Wind treibt ihn genau auf den Reitweg. Ein Verbotsschild warnt Fußgänger, diesen zu betreten. Schon will sich Till leichtfertig darüber hinwegsetzen, da tritt aus dem Gebüsch warnend die Gestalt des städtischen Parkwächters. Till sieht es dem Manne an, daß der ihn nie und nimmermehr auf den Reitweg lassen würde.

„Wie komme ich zu meinem Hut?“ fragt er darum höflich den Parkwächter. „Können Sie ihn mir nicht holen?“

„Nein“, antwortet der bärbeißig, „dafür bin ich nicht zuständig. Ich muß jetzt aufpassen, daß Sie nicht das Verbot umgehen und den Reitweg betreten. Den Hut können Sie sich morgen im Städtischen Fundbüro abholen. Dienststunden von 9 bis 12 Uhr.“

„Aber lieber Mann“, sagt der Till, „es ist doch mein Hut, den können Sie mir doch gleich aushändigen. Warum solche Umstände?“

„Dazu bin ich nicht berechtigt“, murrt der Wächter, „ich habe meinen Fund zu Protokoll zu geben. Für alles andere bin ich nicht zuständig.“



„Dieser verfluchte Zuständigkeitsfimmel“, schimpft Till da vor sich hin. Aber schon ist der Wächter bei ihm: „Herr, war das eine Beamtenbeleidigung, dann muß ich Sie anzeigen.“

„Nein“, lacht Till da los, „das war nur eine persönliche Feststellung. Verzeihen Sie bitte.“ Damit läßt er den Wächter allein. Aber nach ein paar Minuten taucht er wieder lachend auf. Er kommt auf einem Steckenpferd geritten. Hinein geht es in den Reitweg. Ein Griff, der Hut ist sein.

Verdutzt sieht der Parkwächter ihm nach. Was soll er jetzt tun? Der Mann hat zwar kein richtiges Pferd, aber er reitet. Schwere innerliche Kämpfe beunruhigen den Armen. Till aber lacht: „Lassen Sie das Denken, lieber Mann. Das ist nicht Ihr Aufgabengebiet. Dafür sind Sie nicht zuständig.“ Dann verschwindet er. Halb ärgerlich, halb zufrieden, daß der Störenfried fort ist, trollt der Wächter davon.

Till aber geht heim, setzt sich an sein Tagebuch und schreibt: „Es gibt Beamte und Angestellte, die dünken sich der liebe Gott selbst. Sie vergessen dabei, daß sie für das Volk, aber nicht gegen es eingesetzt wurden. Ein guter Beamter oder Angestellter wird auch einmal, wenn es zu verantworten ist, die Schranken der Bürokratie überspringen, noch dazu, wenn er seiner Dienststelle Zeit, Geld und unnötige Schreiberei dadurch ersparen kann.“ — So schreibt der Till.

Beim Bürgermeister

Am anderen Tage erhält Till durch den Gemeindediener einen Brief des Bürgermeisters. Er soll ihn während der Dienststunden im Stadthaus aufsuchen. In Sachen: Reitweg.

„Verflixt“, kratzt sich da der Till hinter den Ohren, „da habe ich mir ja was Nettes eingebrockt.“ Doch bald hat er sich gefaßt, und lustig pfeifend wandert er zum Stadthaus.

„Zimmer 3“ liest er noch einmal auf der Vorladung nach. „Stimmt“, sagt er dann und tritt nach kurzem Klopfen, auf das keine Antwort erfolgt, ein.

Zuerst will er erschrocken zurück, denn er glaubt sich im Irrtum. Ein nochmaliger schneller Blick auf die Tür und die Zimmernummer jedoch zeigt ihm, daß er hier richtig ist.

„Donnerkiel“, sagt er zu sich, „das ist ja eine Überraschung.“ Hinten aus der Fensterecke kommt eine Stimme: „Sie wünschen?“

Erstaunt sieht Till jetzt erst einen kleinen, vertrockneten Schreiber, der wie verschüchtert an einem kleinen Tisch am Fenster sitzt.

„Ja“, sagt Till und sieht sich in dem hellen, sonnigen und mit Blumen geschmückten Zimmer um, „ich bin zum Bürgermeister bestellt. Ist denn das hier richtig?“

Eilfertig kommt das Männchen aus seiner Ecke. „Bitte nehmen Sie einen Augenblick Platz. Ich werde Herrn Bürgermeister sofort informieren.“

„Nicht mehr nötig“, dröhnt da hinter Till ein sonorer Männerbaß. Eine breitschultrige, großgewachsene Gestalt tritt ins Zimmer. „Da bin ich schon, und Sie sind der bekannte und berüchtigte Till“, knurrt er zu seinem Besucher hin.

„Bin so frei“, lächelt der zurück und denkt bei sich, „jetzt nur nicht verblüffen lassen. Frechheit siegt.“

Da lacht der Breitschultrige los: „Mann“, ruft er dröhnend, „S i e haben sich also den tollen Scherz mit unserem Parkwächter erlaubt? Hahaha, habe ich gelacht. Aber, mein Lieber“, warnend hebt er den Finger, „wehe kommt mir das noch mal vor. Sie haben zwar recht, und das Verbotsschild wird noch heute entfernt. Die Spaziergänger werden ja einen Reitweg von einem Fußgängerweg unterscheiden können — aber wo kämen wir hin, wenn alle solche Scherze treiben würden. Also, mein Lieber, für die Zukunft ein wenig mehr Zurückhaltung, verstanden?“ Till nickt leicht erstaunt und drückt dann die ihm dargebotene Rechte. „Na, das ist noch mal gut abgegangen“, denkt er im stillen und geht dann nachdenklich heim.

*

„Na, Herr Krause“, lacht drinnen der Bürgermeister und wendet sich an den Schreiber, „ist das nicht ein toller Kerl, dieser Till?“ — Der Schreiber verneigt sich leicht: „Wie Herr Bürgermeister meinen“, sagt er. Da wird der Breitschultrige böse: „Verflucht noch mal! Ich habe Ihnen schon dutzende Male gesagt, daß ich mir Ihre Anrede in dritter Person verbiete. Mein Name ist Wegner. Für Sie also „Herr Wegner“.“

„Wie Herr Wegner befehlen“, knickt der Schreiber zusammen. Mit lautem Krach wirft da der Bürgermeister die Tür hinter sich zu. — Verdattert setzt sich der Schreiber wieder an sein Pult. Er versteht die heutige Zeit nicht. Früher gab es so etwas nicht. Helle Arbeitsräume mit unnötigen Blumen, oder gar freundliche Behandlung von Besuchern — noch dazu solchen, die Spott mit behördlichen Dingen trieben. Und dann gar dieses Verbot der Anrede. Ja, sollten denn alle Standesunterschiede gefallen sein? Man muß doch schließlich wissen, mit wem man es zu tun hat.

Kopfschüttelnd beugt er sich wieder über die Arbeit. Auch der Bürgermeister schüttelt drinnen den Kopf: „Manchen Leuten ist nicht zu helfen. Sie sind und bleiben Kriecher“, denkt er bei sich.

Genau an das Gegenteil aber denkt Till auf seinem Heimweg. Er schreibt diesen Gedanken in sein Tagebuch:

„Beamte sind Diener des Volkes. Sie sind damit die Vertrauten des Volkes, ihre Führer und Ratgeber. Sie müssen mit ihrem Volke leben und es verstehen, ihm helfen und Vorbild sein. Wer sich dem Gesetz der Volksgemeinschaft nicht unterwirft, ist kein Beamter, sondern ein Gegner seines Volkes.“ So schreibt der Till und denkt dabei dankbar an den breitschultrigen Bürgermeister.

Schön gebündelt kommen die Weidenruten in die Wassergräben, die das fruchtbare Land durchziehen. So bleiben sie frisch und lassen sich später dann gut verarbeiten



Nun ist es wieder soweit. Die im Dezember geschnittenen Ruten werden gebraucht. Am Reißstock werden sie von der Rinde befreit



Seit mehr als hundert Jahren leben hier auf diesem Hof, nicht weit ab vom Deich, die „Bandrieter". Jetzt haben sie wieder alle Hände voll zu tun, um die Arbeit zu schaffen, denn die Reifen werden dringend gebraucht

Ein altes Handwerk lebt auf

Auf der letzten Fahrt im Herbst, über Sonnabend und Sonntag, war das Gespräch bei den Jungen der Schar auf die verschiedenen Handwerke gekommen. Ein paar der Buben, die gerade in der Lehre waren, berichteten von ihrem Tun und Treiben. Ein anderer wieder, der im Sommer in Berlin gewesen war, erzählte von der großen Internationalen Handwerksausstellung, die damals unter dem Funkturm stattfand. Die jüngeren, die noch die Schulbank drückten, hörten aufmerksam ihren Kameraden zu. Noch ein oder zwei Jahre, so dachten sie bei sich, dann können wir auch über unser Handwerk sprechen. – Es wären keine richtigen Jungen gewesen, hätten sie dann dabei nicht gleich weiter gedacht: „Ach, wenn die Schule doch erst vorüber wäre."

Kurzum, auf der Fahrt und ebenso später in der Jugendherberge, wo die Schar übernachtete, gab es große Aussprachen über die verschiedenen Berufszweige. Jeder stellte sein Handwerk als das beste, das schönste und das älteste hin, und die kaufmännischen Lehrlinge, es waren zwei oder drei, und die Schüler kamen diesmal überhaupt nicht zu Wort. Die Meister hätten ihre Freude an den Gesprächen gehabt. Es war nicht einer unter den Jungen, der über sein Tagewerk murrte. Schließlich kam auch der kleine Gerhard an die Reihe, der erst vor kurzem aus der Elbniederung mit seinen Eltern in die Stadt gezogen war. Er begann von seiner Heimat zu erzählen, von der Elbe mit den riesigen Schiffen, von Ebbe und Flut, von den Deichen und auch von den Weidenfeldern, die man hier anpflanzt, wie anderswo Kartoffeln oder Rüben. „He", meinten die Jungen. „Richtige Weiden, so wie sie unten am Bach stehen?" – „Nein", belehrte Gerhard seine Kameraden. „Keine Bäume. Bei uns pflanzt man Weidensträucher, die so bis zu vier Metern etwa hoch werden. Anders kann man sie ja nicht gebrauchen. Die Ruten dieses Weidenstrauches werden für die Herstellung von Faßreifen benutzt. Weidenheger heißt so ein Feld mit Weidensträuchern. Zwischen Cuxhaven und Altona, wo die Elbe sich gemächlich und breit entlangzieht, könnt ihr viele solche Weidenheger finden. Dort, wo zwischen den hohen Deichen, die das Land gegen Hochwasser schützen, fruchtbare Marschböden entstanden sind, gedeiht die Weide gut. Da fühlt sie sich wohl, wo es feucht ist. So zahlreich ist sie dort, daß sie ein ganzes Handwerk ernähren kann. Die Bandrieter sind darum hier seit alters her zu Hause. Überall vor den Gehöften da unten und in den Dörfern in der Niederung findet ihr viele Bandrieterfamilien. Wir haben sie früher auf unseren Fahrten mit der HJ. oft besucht. Sie konnten uns viel erzählen und nahmen uns immer freundlich auf. – Den Reifenmachern und den Korbflechtern ist es in den Jahren der Arbeitslosigkeit oft bitter schlecht gegangen. Kein Mensch hatte Geld. Die Bauern, denen sie sonst ständig

Reifen, Körbe und andere Flechtarbeiten lieferten, hatten Schulden, und die Leute in der Stadt, die Wäschekörbe oder Einholekörbe kauften, hielten die Hand auf ihre paar Groschen. Kurzum, auch hier ging die graue Not um. Jetzt ist es endlich wieder anders geworden. Neue Weidenheger sind angelegt und die alten wieder in Ordnung gebracht worden. Jetzt ist es endlich wieder so, daß der Beruf seinen Mann ernährt.

Im Sommer müßtet ihr solch Weidenfeld mal sehen", meinte Gerhard weiter. „Beinahe Sehnsucht hab ich danach. Wie ein grünes Meer sieht es aus, wenn es im Winde hin und her wogt."

„Du, davon mußt du uns mehr erzählen", ermunterten ihn seine Kameraden. „Was für Maschinen haben denn die Reifenmacher?" fragte Peter, der in einer kleinen Maschinenfabrik als Lehrling war. „Ich kann mir gar nicht vorstellen, wie man die Weidenruten mit Maschinen verarbeiten kann."

„Nein", meinte Gerhard, „Maschinen haben die da unten eigentlich auch nicht. Das einzige ist der Reißstock, mit dem die Weidenruten geschält werden."

„Auf unseren Fahrten früher in den Marschen", berichtete Gerhard weiter, „haben wir oft die Bandrieter besucht. Sie haben uns viel von ihrem harten Brot erzählt. Daher weiß ich auch ein wenig Bescheid mit ihrem Handwerk. Drei Jahre muß die Weide auf den Feldern stehen, dann ist sie erst reif für den Schnitt. Jeweils im Dezember werden die Weiden geerntet, d. h. geschnitten. Sie werden gebündelt und in den Wassergräben, die sich an den Feldern entlangziehen, aufgestellt. Im Frühjahr, wenn es dann wärmer wird und die Sonne ab und zu vorkommt, beginnen die Weiden ihre Triebe anzusetzen. Dann beginnt die Hauptarbeit für die Weidenbauern. Dann muß die ganze Familie, Frau und Kinder, mit Hand anlegen, um die Arbeit zu schaffen. Jetzt läßt sich die im Dezember geschnittene Weidenrute gut schälen, nachdem sie vorher geteilt worden ist. Von den Frauen wird die Rute abgezogen, und die Männer spalten die geschälten Weiden mit einem Holzkeil in drei Teile und schneiden sie dann glatt."

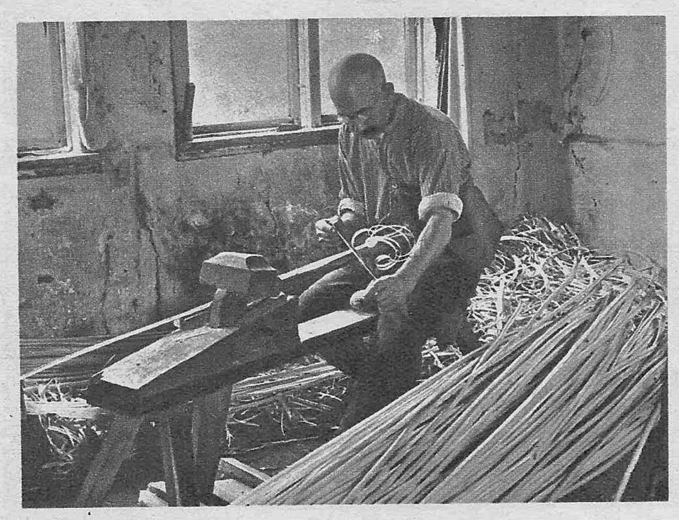


Wenn die Weide geschält ist, wird sie gespalten.
Wie schon seit alters her findet der Holzkeil hierbei Verwendung

„Was heißt denn nun eigentlich Bandrieter?" unterbrach Hans den Bericht seines Kameraden.

„Das habe ich euch doch schon gesagt", meinte Gerhard. „R e i f e n m a c h e r heißt es auf hochdeutsch. Bandrieter ist nämlich die Bezeichnung in unserem Platt."

„Weitererzählen", hieß es, als Gerhard eine Pause machen wollte. „Ja, wenn die Weiden nach dieser Behandlung rundgebogen sind, werden sie gepreßt und von neuem gebündelt. Das ist das Handwerk der Bandrieter." — Wie groß die Felder seien, die so ein Bandrieter besitzt, wie alt das Hand-



Mit scharfem Schnitt werden die letzten Unebenheiten beseitigt.
Ganz glatt und gleichmäßig gerade ist die Weide nun geworden



Altes, schönes Handwerkszeug hat der Bandrieter.
Seit Generationen werden mit dieser Maschine die Weiden rundgebogen



Es ist ein langer Weg von dem Weidenast bis zum fertigen Reifen. Wenn die Weide rundgebogen ist, wird sie gebündelt und dann fest zusammengepreßt

werk sei und ob die Reifenmacher auch noch etwas anderes täten, wollten die Jungen alles wissen. Gewissenhaft beantwortete Gerhard alle Fragen.

„Dort, wo wir häufig auf Fahrt waren, besaßen die Bandrieter im Durchschnitt etwa acht bis zehn Hektar Weidenland. Da könnt ihr euch ja vorstellen, daß die Leute ganz schön zu tun hatten, wenn sie ihre Weidenheger gut in Schuß haben wollten. Bei der Anlage des Weidenlandes müssen sie den Boden mehr als einen halben Meter tief umgraben, und die Weidenschößlinge wollen ja auch gut behandelt sein.

Wie alt das Handwerk ist, das kann ich euch nicht genau sagen. Aber manche der Bandrieterfamilien sind schon über zwei Jahrhunderte dort in der Niederung ansässig. Ich habe euch ja von einer dieser Familien erzählt. Aus den Urkunden ging hervor, daß einer der Ahnen dieser Familie vor weit mehr als 200 Jahren sich an der Unterelbe niedergelassen hatte. Als einfacher Arbeiter hatte er begonnen und dann nach langen Jahren harter Arbeit sich einen Besitz geschaffen. So brachte er es zu Wohlstand und Ansehen.

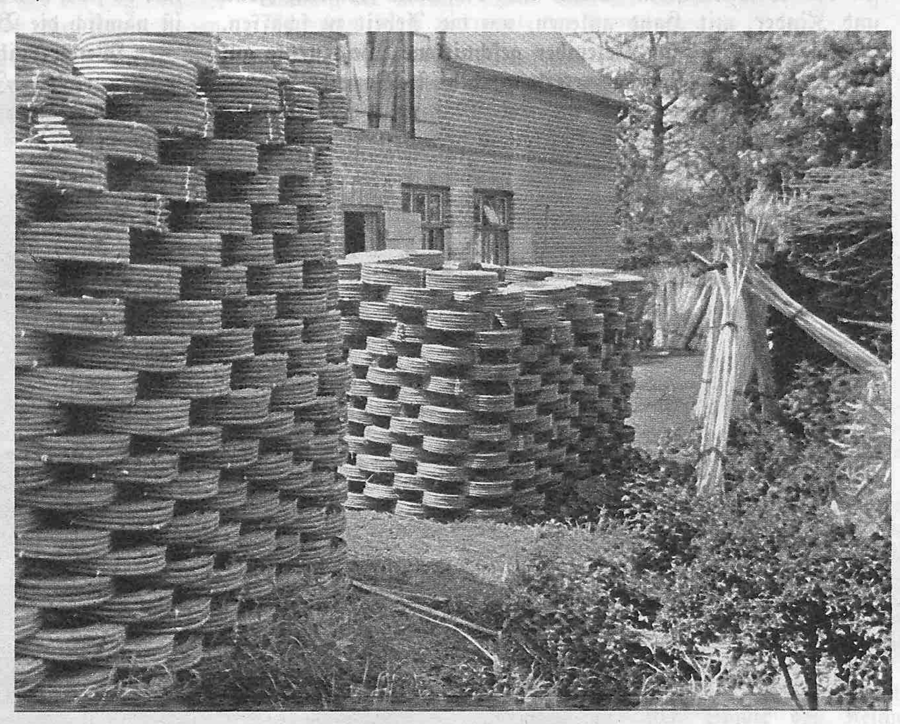
Daß unsere Bandrieter nebenher auch noch Fischer sind, bringt ja die Landschaft, in der sie wohnen, mit sich. So schaffen sie sich durch den Fischfang auch noch einen kleinen Verdienst.

Als wir das letztemal zwischen Holm und Uetersen waren und unsere Freunde besuchten, waren die Hauswände nicht mehr so voll mit Reifen wie früher. Nanu, wir machten große Augen, sollte die Ernte diesmal nicht so gut gewesen sein? Dann fragten wir bei den Bauern. „Ja", schmunzelten die. „Jungens, habt ihr schon mal etwas von dem Vierjahresplan gehört?" — Wir sahen die Alten verwundert an. Was sollte diese Frage, wo wir doch alle Monat Altmaterial sammelten? — „Ja", meinten die Bauern dann weiter, „bei uns ist jetzt auch auf einmal Hochbetrieb. Der Vierjahresplan hat in unseren Berufszweig neues Leben gebracht. Die Reifen ersetzen nämlich das Bandeisen. Sie helfen also auch Devisen sparen. In den letzten Jahren hat man bei den Heringstonnen ausschließlich Bandeisen benutzt. Damit ist es jetzt vorbei. Bei den Buttertonnen, die schon immer unsere Kunden waren, verwendet man ja die Weidenreifen schon seit langem. So werden uns denn heute die fertigen, getrockneten Reifenbündel nur so aus der Hand gerissen. Wir müssen uns wirklich sputen, wenn wir unseren Bestellungen nachkommen wollen."

„Uff", machte Gerhard. „Jetzt habe ich aber genug erzählt. Die ganze Kehle ist mir rauh geworden. Hoffentlich hat es euch gefallen. Es ist wirklich ein seltenes Handwerk, das man eben nur in der Niederung findet.

Die Bauern da unten können keine großen Reichtümer aufsammeln, aber sie sind doch bodenständig auf einem guten Boden. Da sich heute ihr Haupterwerbszweig zu neuer Blüte aufschwingen konnte, setzen sie alle ihre Kraft daran, die Erzeugung der Weidenreifen noch weiter vorwärts zu treiben. So versucht man auch Ödland, das sich bisher nicht verwerten ließ, durch den Anbau von Weiden zu Kulturland umzuwandeln. Ihr seht also, daß auch hier der Vierjahresplan neue Wege auf dem Gebiet der Produktion zeigt."

„Was es nicht alles gibt", meinte Fritz. „Nun müssen die Weidenreifen also herhalten, um Bandeisen zu ersetzen. Ist doch eigentlich eine tolle Geschichte." — Dann unterhielten sich die Jungen weiter über die deutschen Werkstoffe, und die Lehrlinge konnten von ihren Erfahrungen mit Glaswolle und vielen anderen Dingen berichten. — Kurz, es war eine sehr belehrende Fahrt, deren Ergebnisse auf dem nächsten Heimabend noch weiter ausgebaut wurden. G. H.



Die Arbeit ist getan. — Aus dem Rohmaterial sind Weidenreifen geworden, die nun auf die Verarbeitung warten. In der Marschengegend kann man überall vor den Gehöften der Bandrieter diese Faßreifen in Stapeln aufgehäuft sehen

Was weißt du von ihnen?


Prof. Dr. Todt


Dr. Porsche


Prof. Messerschmitt


Prof. Heinkel

Ein schöner Septemberabend liegt über dem alten Dorf an der Nordsee. Die Männer und Frauen des Ortes sitzen im Dämmern vor den Türen der Häuser und schauen auf die herbstliche Pracht der Dahlien und Astern. Aus den weitgeöffneten Fenstern des letzten Bauernhauses am Rande des Dorfes dringen die Töne des Lautsprechers über den Hofgarten. Der Nachrichtendienst bringt vom Reichsparteitag Großdeutschlands die letzten Meldungen. Klaus Harms, der Bauer, seine Frau, Ernst, der zwölfjährige Sohn, und Onkel Hans aus Berlin, der hier auf dem Hofe auf Urlaub weilt, lauschen gespannt den Mitteilungen. Von der Größe der Nürnbergtage wird erzählt, von dem Leid der Sudetendeutschen, und dann plötzlich werden Namen genannt: Generalinspekteur Professor Dr. Todt, Dr. Porsche, Professor Ernst Heinkel und Professor Messerschmitt. Der Berliner Gast, der daheim in einer großen Werft Flugzeuge baut, springt auf: „Wunderbar, prächtig", sagt er.

Da fragt der Junge: „Was meinst du, Onkel?"

Der Angeredete schaut seinem Neffen eine Weile fest in die Augen, legt ihm beide Hände auf die Schulter und sagt:

„Ernst, vier große Männer der deutschen Technik hat der Führer mit dem höchsten Preis, den unser Volk zu vergeben hat, dem Nationalpreis, ausgezeichnet."

„Der Nationalpreis", fragt der Junge, „was ist das?"

„Vor Jahren lebte in Schweden der Chemiker Nobel. Er erfand das Dynamit, die Sprenggelatine. Als er starb, hinterließ der Mann, durch dessen Erfindung unendlich viel Leid auf die Erde gekommen war, annähernd 40 Millionen Mark. Aus den Zinsen dieses Geldes wollte er für besondere Verdienste auf dem Gebiet der Physik, Chemie, Heilkunde, Schrifttum und Friedensbewegung der ganzen Welt alljährlich Preise stiften. So entstand der Nobel-Friedenspreis. Unter allen Staaten der Erde hatte Deutschland die meisten Nobel-Preisträger aufzuweisen, bis eines Tages die Männer, die die Preise zu verteilen hatten, sei es aus Haß gegen das junge Deutschland, sei es infolge der Hetze gegen uns, den Friedenspreis einem deutschen Landesverräter zuerteilten. Das deutsche Volk war empört. Da griff der Führer ein. Er stiftete den Nationalpreis, den er alljährlich im Namen des deutschen Volkes seinen besten Männern überreicht. 1937, am Reichsparteitage, wurde er zum ersten Male ausgegeben, und heute haben diese vier Männer, deren Namen du hörtest, den Preis erhalten. Was weißt du von ihnen?"

Ernst wurde ein wenig verlegen.

„So hör denn", sagte der Onkel.

„Fritz Todt, der Generalinspekteur für das deutsche Straßenwesen, wurde im Jahre 1891 in Pforzheim geboren. Als Student schon widmete er sich besonders der Idee des Straßenbaus. Er ist von dieser seiner Lieblingsidee nicht mehr freigeworden. Als Bauführer und Bauleiter war er in großen Bauunternehmungen tätig. Von der Pike auf als Arbeiter diente er sich empor, bis ihm der Führer 1933 das Amt des Generalinspekteurs für das deutsche Straßenwesen übertrug. Du weißt, was die Reichsautobahnen bedeuten. Seit 1934 hat er mehr als 40 000 Kilometer Reichsautobahnen und Reichsstraßen gebaut, darunter allein ein geschlossenes Netz von 3000 Kilometer Reichsautobahnen. 12 000 Kilometer werden es in wenigen Jahren sein.

Und Dr. Porsche? Du hast oft in dieser Zeit von dem KdF.-Wagen gehört! Porsche wurde 1875 in Maffersdorf in Deutsch-Böhmen geboren. Schon mit 22 Jahren war er Leiter eines Prüfungslaboratoriums in Wien. Im Jahre 1900, ausgezeichnet auf der Weltausstellung zu Paris auf Grund einer eigenen Wagenkonstruktion, wurde er dann Rennfahrer. Mit seinem viersitzigen Rennwagen fuhr er schon im Jahre 1910 140 Kilometer in der Stunde. Die ersten großen Mercedes-Kompressorwagen, du weißt, was das ist, sind eine Konstruktion dieses fleißigen Mannes. 1933 baute er der Auto-Union seinen neuen Porsche-Rennwagen, der ein Jahr später schon drei Weltrekorde errang. Aber unermüdlich arbeitete er weiter, im Auftrage des Führers einen neuen Volkswagen auszuführen. Nun steht schon der deutsche Volkswagen vor uns. Wir glaubten alle einmal, daß nur reiche Leute sich einen Wagen anschaffen können. Für nicht einmal 1000 Mark kann jetzt der deutsche Arbeiter sich auch einen Wagen anschaffen, der schnell und sparsam im Verbrauch von Benzin ist, so daß auch das Auto keine Einrichtung für Reiche allein mehr sein wird.

Nun will ich dir noch etwas von den beiden großen Flugzeugkonstrukteuren erzählen. Ich kenne sie beide, sie sind mir stets Vorbilder gewesen.

Professor Messerschmitt, der Chefkonstrukteur der Bayerischen Flugzeugwerke in Augsburg, ist Frankfurter. Er wurde in der schönen Mainstadt 1893 geboren. Im Jahre 1923 gründete dieser rastlose Mann eine eigene Flugzeugbaufirma; er wollte leichte Motorflugzeuge bauen. Immer größer wurde sein Werk. 1930 wurde er Professor für Luftfahrzeugbau der Technischen Hochschule in München. Du wirst schon manches über seine Flugzeuge gelesen haben. Seine Sportflugzeuge und seine Segelflugzeuge haben Weltruf. Auch im Verkehrsflugzeugbau ging er besondere Wege. Und nun ist er unser großer Konstrukteur für Militärflugzeuge geworden.

Auch den Namen Professor Heinkel wirst du schon gehört haben. Er besitzt heute die Ernst-Heinkel-Flugzeugwerke in Warnemünde. Heinkel ist Württemberger, 1888 in Grunbach geboren. Schon 1909 versuchte er den Bau seines ersten Flugzeuges. Nach zweijähriger Bauzeit gelangen ihm ein paar kleinere Flüge. Wenn du dir überlegst, daß wir zur damaligen Zeit erst in den Anfängen der Fliegerei standen, dann weißt du, was das bedeutet. 1911 stürzte Heinkel, der auch selber flog, über dem Cannstatter Wasen mit seinem Apparat ab und wurde schwer verletzt. Als Chefkonstrukteur und technischer Direktor ging er dann durch verschiedene Werke. Schon während des Krieges tauchte eine Reihe von ihm gebauter Flugzeuge auf. Mutig gründete Heinkel, obgleich der Versailler Vertrag das verbot, ein Flugzeugwerk. Hier begann er unter großen persönlichen Opfern alle möglichen Arten von Land- und Segelflugzeugen zu entwerfen. Wir kennen noch alle das berühmte Flugzeug He. 70 „Blitz". Heinkel hat dann alle Arten von Flugzeugen gebaut, Verkehrsmaschinen für Schnell- und Weitflug, Kriegsmaschinen; vor allem Jagd- und Bombenflugzeuge für Land und See sind in großer Anzahl von ihm gebaut worden.

Siehst du, Ernst, das sind die Männer, denen der Führer den großen Preis verliehen hat."

Heinrich Hansen.

„LZ 130“: Das neue und bisher größte Luftschiff der

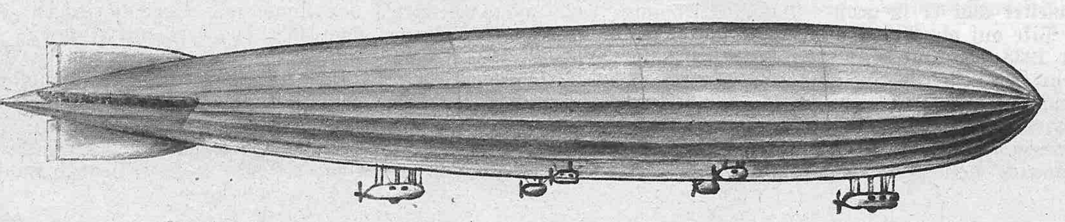
Fliegende Sch

Der Monat August war für Werner einfach großar
nur Ferien wie alle Jahre. Nein, dieses Mal durfte
Reise machen. Sie brachte ihn aus dem Industriegebiet
Bodensee. Werner war begeistert. Immer wieder staunt
wegten See an und bewunderte ihn als das große, gro
Bruder Walter, der schon vor Jahren einmal an der No
wollte anfangs Werners Begeisterung schmälern, indem
schied zwischen Meer und See aufzeigte. Aber Werner
Bodensee das „Meer“, sein Meer.

Die beiden Brüder wohnten schon eine Woche mit de
auf der Inselstadt Lindau, die wie eine kleine Festung
gelagert ist. Da bestürmten sie eines Morgens gemein
Ausflug nach Friedrichshafen, der Stadt des Grafen Ze
Beginn der Ferien festlich begangen worden war. Die
Mittwoch der zweiten Ferienwoche wurde für die Fahrt

Die Sonne stand an diesem Morgen besonders wa
Hafen von Lindau, an dessen Ausfahrt der bayerische
frohgestimmter Menschen, die alle hinüber nach Friedri
Süd, West und aus der deutschen Ostmark waren es, jun
reisende, Schweizer, Franzosen, Engländer und Italie
schmucken Dampfschiffes, mit dem Werner und Walter
Unterwegs wurde natürlich vom Grafen Zeppelin erzäh
im Jahre 1900 als Schuljungen Zeugen des ersten
lauschten Werner und Walter ihrem Bericht:

„Ja, damals im Juli des Jahres 1900, da hat keiner
rückte Graf“ sich mit seinem zigarrenförmigen Luftschiff
Bedenklich schüttelte man überall die Köpfe und meinte,
sei, das da in die Luft verpafft werde. Das große Heer d
lich, als der Graf den ursprünglich festgesetzten Starttermi
konnte. „Da seht ihr es ja“, riefen sie. „Das Ding fliegt
Wir Jungen machten uns nichts daraus, daß wir mehre
der Lauer liegen mußten. Wir hatten damals Ferien u
die ganzen Ferien hindurch auf den „fliegenden Grafen“
der Graf ließ es dazu nicht kommen. Am 2. Juli, als sc
gierigen enttäuscht vom Bodensee abgereist waren, verli
mit seinen Gästen an Bord des kleinen Bodenseedampf

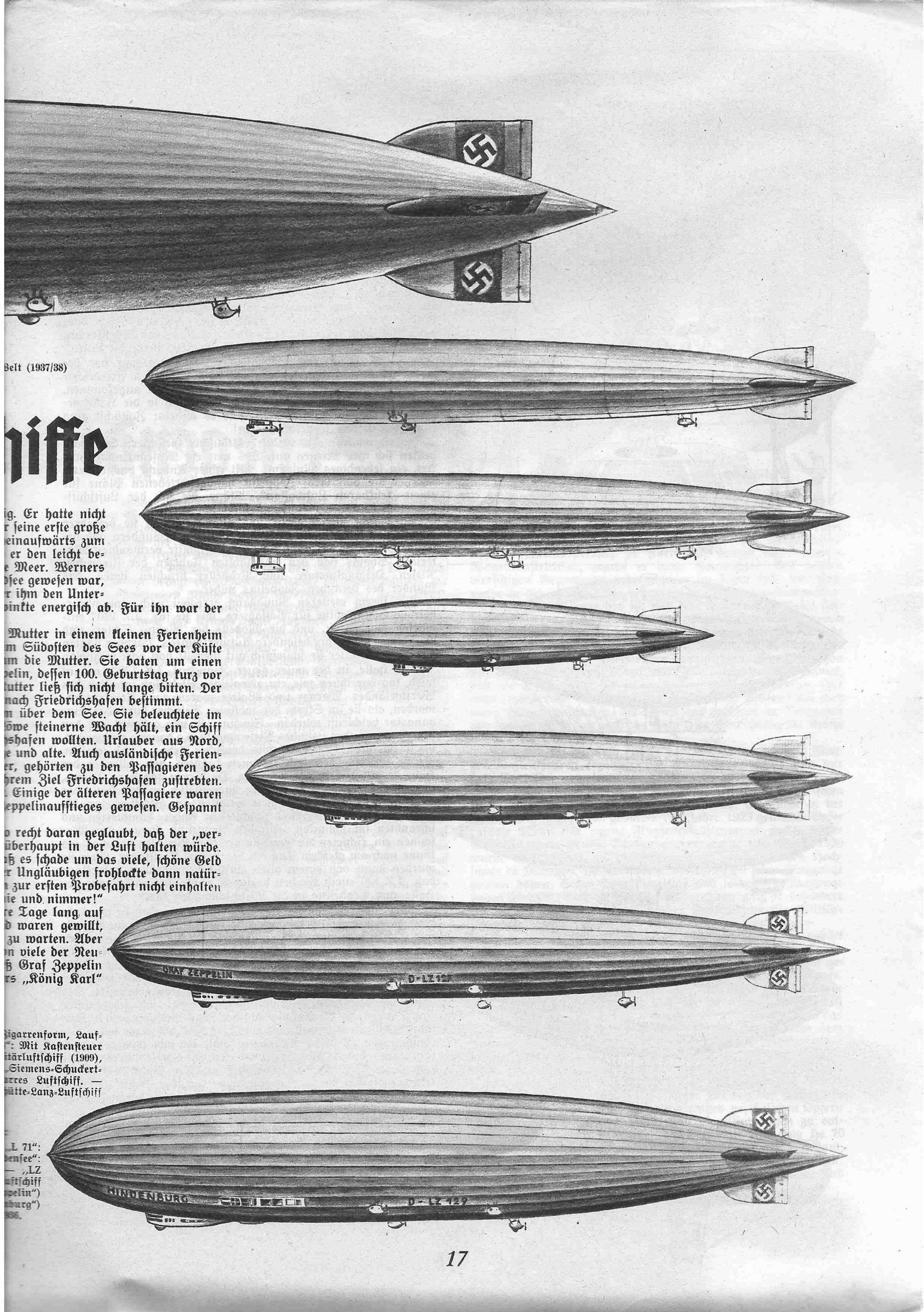


Links von oben nach unten:

„LZ 1“: Erstes Luftschiff von Graf Zeppelin (1900),
gewicht zur Sicherung der waagerechten Lage. — „LZ
(1908), verbrannt bei Echterdingen. — „M IV“: Mi
halbstarres Luftschiff nach System Groß-Basenach. —
Luftschiff“ (1910/11): Größtes bisher gebautes un
„PL 25“: Parseval-Luftschiff (1914). — „SL 2“: S
(1914). — „L 30“: Erstmalig Stromlinienform (1916).

Rechts von oben nach unte

„L 59“: Afrika-Luftschiff (1917). —
Letzter Kriegstyp (1918). — „B
Erstes Nachkriegsluftschiff (1919).
126“ („Los Angeles“): Reparation
(1924). — „LZ 127“ („Graf Z
(1927/28). — „LZ 129“ („Hind
(1931/32): Verbrannt in Lakehurst



Belt (1937/38)

hiffe

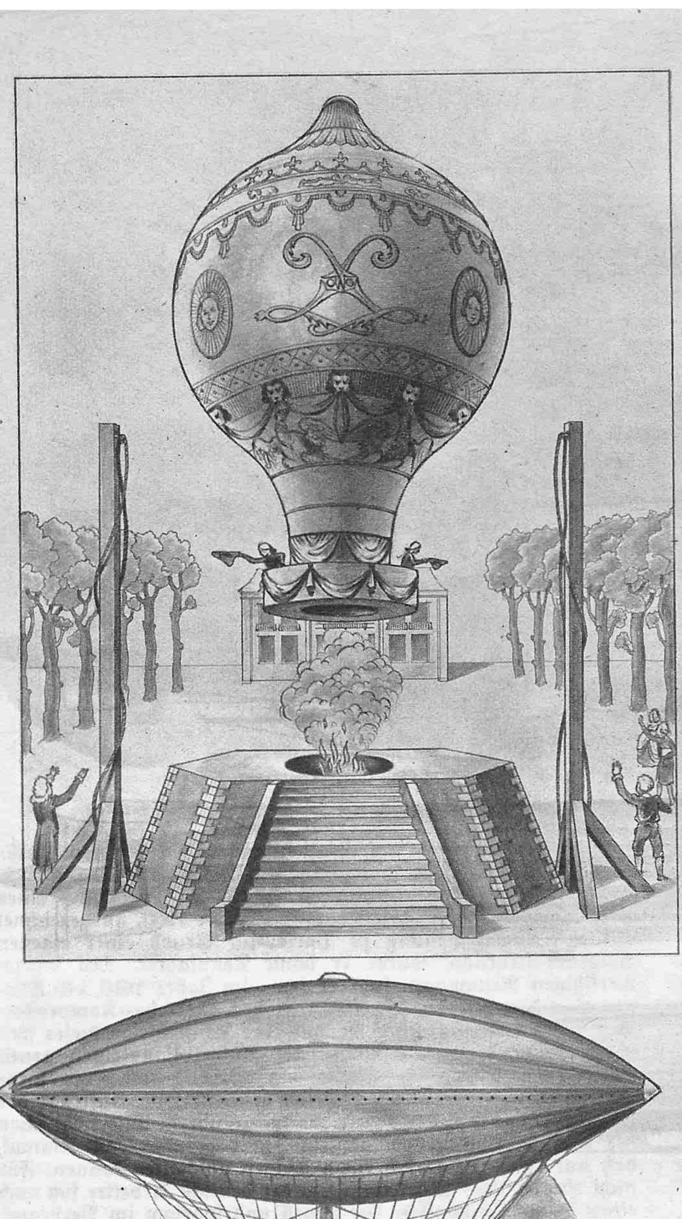
ig. Er hatte nicht
r seine erste große
einaufwärts zum
er den leicht be=
e Meer. Werners
dsee gewesen war,
r ihm den Unter=
pinkte energisch ab. Für ihn war der

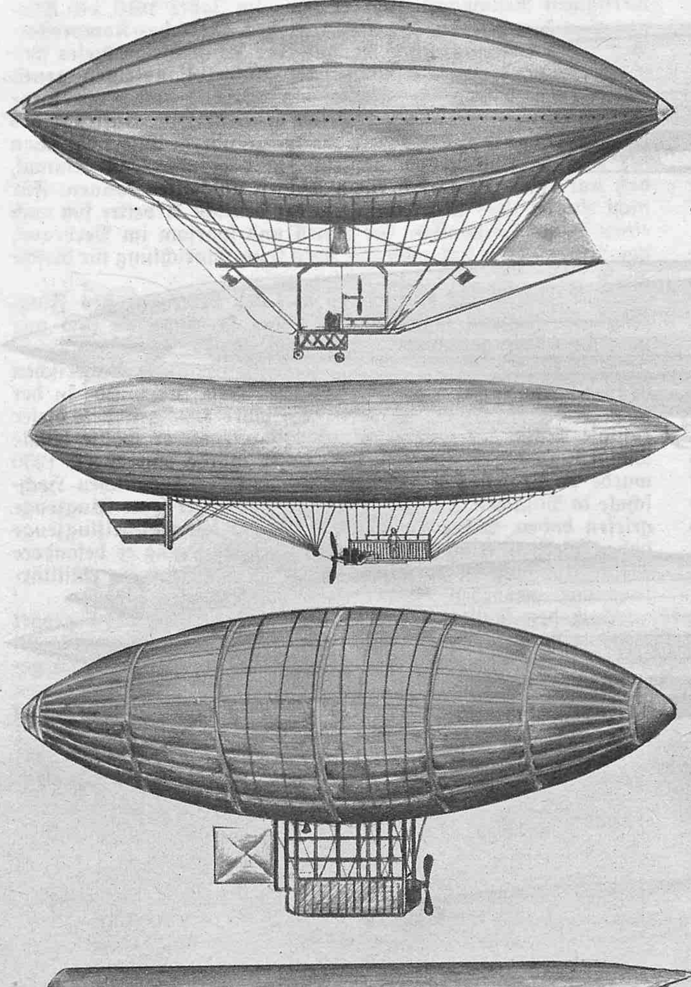
Mutter in einem kleinen Ferienheim
m Südosten des Sees vor der Küste
m die Mutter. Sie baten um einen
pelin, dessen 100. Geburtstag kurz vor
utter ließ sich nicht lange bitten. Der
nach Friedrichshafen bestimmt.
m über dem See. Sie beleuchtete im
öwe steinerne Wacht hält, ein Schiff
shafen wollten. Urlauber aus Nord,
e und alte. Auch ausländische Ferien=
er, gehörten zu den Passagieren des
hrem Ziel Friedrichshafen zustrebten.
. Einige der älteren Passagiere waren
eppelinaufstieges gewesen. Gespannt

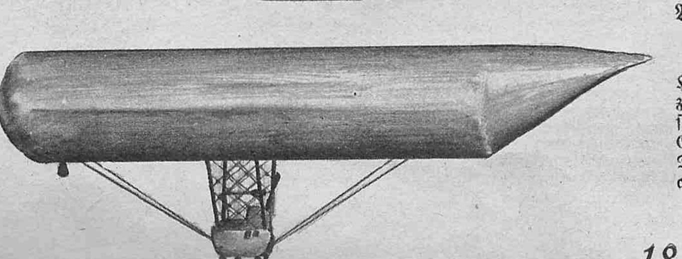
o recht daran geglaubt, daß der „ver=
überhaupt in der Luft halten würde.
aß es schade um das viele, schöne Geld
r Ungläubigen frohlockte dann natür=
n zur ersten Probefahrt nicht einhalten
ie und nimmer!“
re Tage lang auf
d waren gewillt,
zu warten. Aber
n viele der Neu=
ß Graf Zeppelin
rs „König Karl“

Zigarrenform, Lauf=
“: Mit Kastensteuer
itärluftschiff (1909),
„Siemens=Schuckert=
rres Luftschiff. —
hütte=Lanz=Luftschiff

„L 71“:
densee“:
— „LZ
uftschiff
pelin“)
nburg“)
936.







den Hafen von Friedrichshafen und fuhr in Richtung Meersburg davon. In der Bucht von Manzell, wo das erste deutsche Luftschiff in einem für die damalige Zeit riesigen Wasserschuppen erbaut worden war und zum Start bereit lag, ging „König Karl" vor Anker. Mehr konnten wir vorerst nicht sehen. Das mag so um 5 Uhr nachmittags gewesen sein. Voller Spannung warteten wir, ob es nun wirklich zu einem Luftsprung des Schiffes kommen würde. Eine Stunde verrann und noch eine. Da nahm der kleine Dampfer „Buchhorn" Kurs auf die Halle, und wieder eine halbe Stunde später schleppte die kleine „Buchhorn" das auf einem schwimmenden Startplatz von etwa hundert Mann Hilfsmannschaften gehaltene Luftschiff aus der Halle. Wenige Minuten nach 8 Uhr — die Mondsichel stand schon hell und klar am Himmel — kam Bewegung in den zigarrenförmigen Leib des Luftriesen. Es schien erst, als wollte er sich nach vorn neigen, doch dann stieg, vom Brausen der Propeller und von der Begeisterung der Zuschauer umjubelt, der erste deutsche Zeppelin in die Lüfte."

Bis zu diesem Augenblick seiner Erzählung war der begeisterte Luftschifffreund gekommen, als das Schiff in Friedrichshafen anlegte. Zu Fuß ging's zur Werft. Dort angekommen, wären Werner und Walter am liebsten gleich in die Halle gegangen, aber die Mutter bestimmte es anders: Zunächst ging es einmal in das Zeppelinmuseum!

Zuerst machten die beiden enttäuschte Gesichter; doch bald hellten sich ihre Mienen auf. Das war ein Museum nach ihrer Art, ein lebendiges Museum! Mit echter Andacht buchstabierte Werner die von Graf Zeppelin handgeschriebenen Pläne für einen „lenkbaren Luftballon". Pläne, die sich der Luftschiffgraf vom deutschen Reichspatentamt schützen ließ.

Aber nicht nur Modelle und Pläne konnten sie bei ihrer Wanderung durch dieses neuartige Museum bewundern und bestaunen. Proben des zum Bau der Luftschiffe verwandten Materials, Photos von den ungezählten Fahrten der fliegenden Riesen, Originalmotore und Propeller brachten ihnen das Wunder des deutschen Zeppelins näher.

Bei ihrem weiteren Rundgang erregten noch eine naturgetreue Schlafkabine für Passagiere, wie sie für „LZ 130" entworfen worden ist, und die Modelle der Wohn-, Schlaf- und Maschinenräume ihre besondere Aufmerksamkeit. Darüber hockten sie, bis die Mutter sie schließlich mit Gewalt von dort wegholte.

Die Halle, in der unser neuer Zeppelin, „LZ 130", gebaut wird, lag vor ihnen wie ein gewaltiger Steinklotz inmitten des Werftgeländes. Werner und Walter waren ganz kleinlaut geworden, als sie im Strom der zahllosen Besucher durch das Eingangstor geschleust wurden. Sie starrten wie gebannt auf den silbern glänzenden Leib des Riesenvogels. Es dauerte einige Zeit, bis sie das großartige Schauspiel deutscher Arbeit richtig erfassen, bis sie unterscheiden und erkennen konnten, was alles in der Halle des Luftriesen vor sich ging. Da waren fahrbare Leitern, Gerüste, auf denen die Arbeiter unermüdlich an der Hülle des Schiffes arbeiteten; sie fügten Streifen an Streifen, um die letzten Lücken im Silberkleid zu schließen. Andere hämmerten und schraubten im schlanken Leib des Zeppelins, bauten die Maschinen ein, richteten die Gondeln her. Den Brüdern schien es, als könne noch am gleichen Tag ein Probestart stattfinden. Aber sie wurden dann von einem alten Luftschiffer darüber aufgeklärt, daß „LZ 130" noch Wochen brauchen werde, bis es sich aus der Halle zum Probeflug in die Lüfte schwingen könne.

Über das Gesehene waren beide so begeistert, daß sie schon am Tag darauf einen Brief an „Hilf mit!" schrieben, in dem sie folgende Bitte aussprachen: „Hilf mit!" soll für die vielen Jungen und Mädel, die nicht nach Friedrichshafen fahren konnten, doch einmal einen Bildbericht über den neuen Zeppelin bringen. Als dieser Brief in der Schriftleitung ankam, wurde dort aber bereits an einem anderen großen Zeppelinbeitrag gearbeitet. Der „Hilf-mit!"-Zeichner, Stammführer Skibba, saß schon über Zeichnungen, die die Entwicklung der Zeppeline vom ersten Luftschiff des Grafen Zeppelin bis zum „LZ 130" aufzeigen sollen. Die Zeichnungen all dieser Luftriesen sowie die von früheren Luftfahrzeugen, die als Vorgänger der Zeppeline gelten, bringen wir nun heute. Seht sie euch sorgfältig an. Ihr könnt deutlich erkennen, wie sich Größe und Form von Schiff zu Schiff geändert hat. Und denkt daran: Alle diese fliegenden Schiffe haben Deutschlands Namen in die Welt getragen; sie haben mitgeholfen, dem Ausland einen Beweis vom deutschen friedlichen Können zu geben.

Von oben nach unten:
Heißluftballon der Gebrüder Montgolfier (1783). — Luftschiff des Franzosen Giffard (1852). Der Antrieb erfolgte durch Dampfmaschine. — Luftschiff des deutschen Ingenieurs Paul Haenlein (1872). Antrieb durch Lenoir-Gasmotor. — Luftschiff von Baumgarten-Wölfert (1896). Antrieb durch Daimler-Motor. — Luftschiff von Schwarz (1897). Die Hülle bestand aus 0,2 mm starkem Aluminiumblech. Erstes Starr- und Metall-Luftschiff.



Der Bamberger Dom (von der Südseite)

Reisebrief aus einer alten Stadt:

Wir waren in Bamberg

Gestern abend bin ich hier angekommen. Es war die richtige Stimmung für einen ersten Rundgang durch eine geheimnisvolle, alte Stadt: das letzte Grollen eines abziehenden Unwetters, dichtes, am Himmel dahinjagendes Gewölk, dazwischen aufscheinend und wieder verschwindend der fast gerundete Mond, aus dem Dunkel der Nacht hier ein gotisches Steildach, da ein Renaissancefenster scharf heraushebend. Man ist seltsam gepackt, wenn man durch diese finsteren, mittelalterlichen Straßen wandert: jetzt geht der Weg bergauf, dann fällt unversehens ein Trepplein ab; hinter wuchtig vorspringenden Patrizierhäusern blinkt plötzlich ein Wasserlauf. Du gehst über die Brücke und bleibst überrascht stehen: am Ufer entlang ziehen sich einstöckig schmale Fachwerkbauten mit breiten Holzlauben, die Schindeldächer tief herabgezogen, ein Dachfirst hoch, der andere niedrig, reizvoll in ihrer Unregelmäßigkeit. Vor den Türen ausgespannte Netze, festgemachte lange, schmale Kähne im schnellfließenden Wasser. Klein-Venedig heißt diese Fischersiedlung . . .

Wieder tauche ich ein in die Gassenschluchten. Eine Hauslaterne wirft blasses Licht auf das steinerne Blattwerk einer Torumrahmung, aus einem verborgenen Gärtlein strömt süßer Blumenduft. Barocke Prachthäuser lockern voller Lebensfreude die Front mittelalterlicher Fachwerkbauten. Über anmutig aufgeteiltes Mauerwerk fließen blauleuchtende Rankblumen.

Als ich mich heute früh aus dem Fenster meines Gaststübchens lehnte, hörte ich förmlich die Farbensymphonie, die mich da umwogte. Du wirst mich überschwenglich schelten, aber stell dir vor: tiefblauer Himmel, durch den federleicht ein schneeiges Wölkchen segelt, goldene Sonne, die ganze Bündel ihrer Pfeile auf mich abschießt, warme, braunrote, fränkische Schindeldächer mir gegenüber, darauf auffliegend und wiederkehrend ein Schwarm graublauer Tauben. An der gelblich getönten Hauswand hängen aus Blumenkästen tiefrote Geranien.

Kleine Schulmädel, vom übergroßen Bamberger Wecken schmausend, laufen — mit hüpfendem Schwamm aus dem Ranzen — schwatzend die Straße zum Marktplatz herunter. Das bunte Treiben zieht auch mich an. Da stehen Ochsengespanne; die schweren, gelbweißen Tiere schauen dumm und gleichgültig hinter dir her und kauen und mahlen unentwegt mit weichlippigen Mäulern. Auf niedrigen Holzständen ist aller Segen der Erde ausgebreitet: riesenhafte Kohl- und Salatköpfe, Schwarzwurzeln, Bohnen und Karotten, dicke, schwarzrote und durchsichtig gelbe Kirschen, Aprikosen und Pfirsiche mit weichen Samtfellchen, da türmen sich Berge von kleinen, grünen Sommerbirnen und Äpfeln . . . Und hier die Blumenstände: tiefblauer Rittersporn und rotgelbe Ringelblumen, purpurfarbene Löwenmäulchen und weiße Margueriten, Stockrosen und duftende Reseden . . . Zwischen all dem Farbenklang die Gärtnerinnen und Bäuerinnen der Umgegend mit ihren weißen und bunten Kopftüchern über sonnverbrannten Gesichtern. In fruchtbares Gartenland ist die Stadt eingebettet, jahrhundertealte Gärtnergeschlechter gibt es hier. In vielen hunderttausend Zentnern geht das Obst und Gemüse ins ganze Deutsche Reich.

Die Arme voller Obsttüten und Blumen laufe ich schnell noch einmal in mein Quartier. Unterwegs lasse ich mir noch vom Bäcker durch sein Schiebefenster einen Wecken geben — man braucht gar nicht in den Laden einzutreten, der Verkauf findet gleich zur Straße hin statt. Ich wohne bei drei Schwestern in einem ganz alten Bamberger Haus mit breitem Torweg, flachen, ausgetretenen Stufen und einer schönen Holzgalerie, die um den Hof herumläuft. Von der Galerie kannst du das ganze Leben des zweistöckigen Hauses beobachten: was in den Küchen gegenüber zu Mittag gekocht wird, wie die Hausfrau dem naschhaften kleinen Buben eine „Watschen" verpaßt; da kannst du sehen, wie das alte Fräulein seinen Kanari füttert und ihm

Küßchen gibt . . . Dazu quietschen unten im Hof fünf, sechs kleine Ferkel, gackern die Hühner und spektakelt der große, weiße Hahn. Auf der Galerie trocknet ungeniert auf langen Leinen allerlei weiße und bunte Wäsche, die wundersamsten alten Stücke kannst du da betrachten.

Übrigens wohne ich in sehr vornehmer Nachbarschaft. Schräg gegenüber ist an einem stattlichen Haus, dem „Haus zum Saal", eine Tafel angebracht, die verzeichnet, daß hier vor rund dreihundertundsechs Jahren Albrecht von Wallenstein, Herzog von Friedland, gewohnt hat.

Hier in der Langen Straße, die schon um 1340 erwähnt wird, stehen noch mehr schöne, alte Häuser. Da ist unter anderen das „Steinerne Haus" aus dem 14. Jahrhundert, da ist auch ein hübsches Haus im Zopfstil „Zum goldenen Löwen", in dem sich die Wohnung der Juliana Marc befand, die von E. T. A. Hoffmann einstmals im Gesang unterrichtet wurde. Durch ihre Anmut erweckte Juliana eine tiefe Neigung in dem damaligen Musikdirektor und Theaterkomponisten und wurde so eigentlich die Ursache zu seinem dichterischen Schaffen.

Ich schlenderte den ganzen Vormittag in der Stadt herum und entdeckte so viel Schönes, daß ich unwillkürlich an ein Wort Karl Immermanns denken mußte: „Das ist eine Stadt voller Raritäten, wie die Kommode einer alten Großmama . . .". Und hier im alten Teil der Stadt ist es wirklich so. Fast jedes zweite Haus hat sein eigenes Gesicht, sei es durch ein seltsames Hauszeichen, durch ein schönes Wappen oder allein durch die Aufteilung seiner Fassade. Da fand ich ein Haus „Zum Elefanten" und eins „Zum Kamel", da gibt es ein Haus „Zum Haderteig" und „Zum Schwarzen Rad", ein Haus „Zum Ringvogel" und „Zum Polarbären". Daneben sieht man auch noch den „Wilden Mann", den „Rotenhan", und „Lamm" und „Adler" fehlen auch nicht.

Nachmittags habe ich das Rathaus angesehen. Da geht man halb über eine Brücke und ist schon am Ziel. Ja, da wunderst du dich, so ein seltsames Rathaus hast du noch nicht gesehen! Es ist mitten im Fluß auf einem Pfahlrost erbaut und besteht aus drei Teilen: einem Turm in der Mitte über der Brücke, einem nördlichen Längsbau und einem südlichen kleinen Anbau, dem sogenannten Rottmeister-Häuslein. Das Häuschen schwebt direkt über der Regnitz, du kannst rundum durch alle Fenster sehen, immer schaust du ins Wasser. Und weißt du, wer jetzt in dem Häuslein wohnt? Der BDM.-Untergau Bamberg. Die niedrigen, breiten Zimmer sind weiß getüncht, schlichte Bücherregale und Tische stehen da, luftige Vorhänge wehen vor den tiefen Fensternischen, und überall leuchten dicke Sommerblumensträuße in feinen Ostmarkkrügen.

Wunderschön und leicht ist die zierliche Rokokofassade des Turmes, ein gitterartiger Balkon mit schön geschwungenem Geländer ruht auf steinerner Konsole. Zart wie ein angeflogener Schmetterling haftet das Wappen zwischen den Fensterbogen. Erst zweiundzwanzig Jahre alt war der Künstler Josef Bonaventura Mutschelle, als er dieses Werk schuf.

Durch schmale Gassen führt der Anstieg zum Domplatz. Und hier wäre einstmals fast etwas geschehen, das entscheidend den Gang der deutschen, ja der europäischen Geschichte hätte beeinflussen können. Im Jahre 1806 marschierten Napoleons Grenadiere durch Bamberg, wo der Korse Aufenthalt nahm, um die Kriegserklärung an den preußischen König in der Neuen Residenz zu unterschreiben. Als der Wagen des Kaisers langsam die steile Auffahrt zum Domplatz hinauffuhr, beugte sich aus einem Dachfenster ein junger Bamberger, um schwere Steine herunterzuschleudern und den Korsen damit zu erschlagen. Nur ein Zufall verhinderte die Tat: eine Anzahl neugieriger, junger Burschen stürmte in die Dachkammer, um den Kaiser bei seiner Auffahrt zu sehen. So konnte Napoleon seinen Siegeszug durch deutsche Lande fortsetzen.

Auf dem Domplatz empfange ich den stärksten Eindruck in Bamberg. Er ist herrlich geschlossen. Kaum sichtbar laufen die Straßen ein. Von drei Seiten abgegrenzt, wird die vierte Seite nur durch eine niedrige Steinbalustrade — geschmückt mit Vasen und Statuen — eingefaßt und gibt den Blick über abwärtsflutende Giebeldächer zur Stadt hin frei.

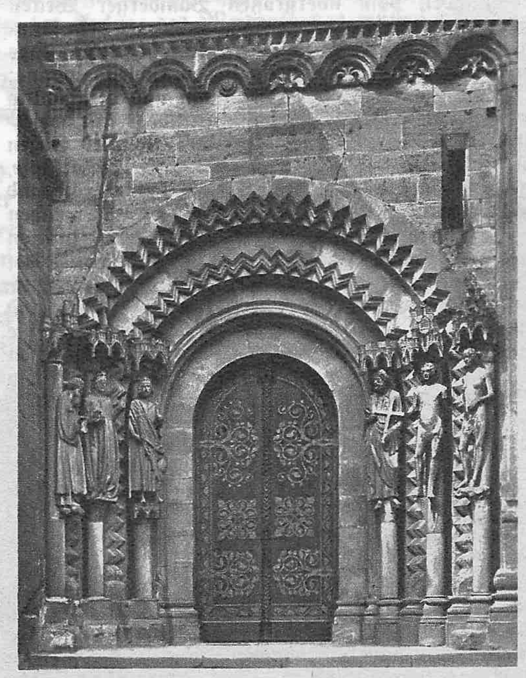
Hier war einst zu Kaiser Heinrichs II. Zeiten der „Nabel" des Deutschen Reiches. Im Jahre 1012 wurde der von Kaiser Heinrich II. erbaute Dom eingeweiht, zweimal aber brannte er herunter, bis dann der jetzige Dom 1237 eingeweiht wurde. Das Hochhaus allerdings ist nicht mitverbrannt, man kann jetzt noch an seiner Nord- und Südwand die „Brandsteine" erkennen, die einst von den brennenden Dächern der Seitenschiffe gerötet worden sind.

Festgefügt in strengem Adel der Form ruht der Dom auf der Erde, himmelstrebend ragen seine vier Türme empor, von seltener Leichtigkeit durch die gebündelten, zierlichen Säulen. Hell scheint der blaue Himmel durch das lockere Mauerwerk. Um alle Schönheit des Domes eingehend zu würdigen, müßte ich einen besonderen Brief darüber schreiben.

Lange war ich im Dom. Die Erhabenheit der wuchtigen Form kann man durch Worte nicht vermitteln, die innerste Seele des Menschen wird angerührt durch dieses steingewordene Lied aus Vorväter Tagen.

Sinnbild deutschen Wesens sind auch die Plastiken im Dom: allen voran der Reiter, aber auch die mütterliche Maria und die gestraffte Gestalt der Elisabeth.

Der Domplatz liegt im Goldglanz der untergehenden Sonne, als ich wieder ins Freie komme. Durch das reichgeschmückte Renaissancetor der Alten Hofhaltung sieht man die altbraunen Laubengänge und Fachwerkgiebel des gotischen Baues, der ursprünglich ein Königshof gewesen ist. Den Platz abschließend ragt mächtig der strenge, schöne Bau der Neuen Hofhaltung empor. Gewaltig ist die Harmonie des Domplatzes, wo Romantik, Gotik, Renaissance und Barock ineinanderklingen . . .



Das Adamsportal und der „Bamberger Reiter"

Soll ich dir noch vom Rosengärtlein der Neuen Residenz erzählen, wo aus Blumenparterren in den zartesten und glühendsten Farben hauchleicht Götter und Göttinnen des Rokoko emporsteigen, wo Büsche und Bäume sonnendurchleuchtet schimmern? Eine riesige Blutbuche breitet schützend ihre Zweige über das zierliche Gartenhaus, und hinter Obstgärten steilen sich die gotischen Türme der Klosterkirche des Michelsberges hoch auf . . .

All das ist Bamberg, der Dom und die Giebelhäuser, die Barockpaläste und die liebliche Landschaft, die engen Gassenzüge und die Weite des Domplatzes, sinnender Ernst und heitere Lebensfreude, all das ist Bamberg, eine der deutschesten Städte des Reiches.

M. Hilgenfeld.

Aufnahmen: Staatl. Bildstelle

Erster Ratsherr: Die Bauernhaufen aus dem Oberallgäu belagern und berennen die Reichsstadt Memmingen, die der unseren eng benachbart ist. Die Rebellen sind mit Sturmleitern, Geschützen und Brandfackeln ausgerüstet.

Frundsberg: Seid ihr nun Ratsherren von Mindelheim, das zu der Herrschaft des Geschlechts von Frundsberg gehört, oder sitzt ihr im Rat von Memmingen?

Zweiter Ratsherr: Mit Verlaub, Herr Feldhauptmann. Wir dienen der Stadt, die ebenso wie Eure Burg vom Wasserlauf der Mindel ihren Namen hat.

Frundsberg: Wohlan, dann erzählt mir, was in Mindelheim und nicht was just in Memmingen geschehen ist.

Dritter Ratsherr: Was heut in Memmingen geschieht, kann morgen schon Schicksal von Mindelheim sein. Das ist's, was uns zu Euch geführt hat. Wir fürchten, daß der Fall von Memmingen, der stündlich zu erwarten ist, in den Bauernhaufen neuen Mut und neue Mordlust entfacht, und da die Bauern einmal schon vergeblich gegen die Mauern Mindelheims anstürmten, ist zu vermuten, daß sie abermals vor unsere Tore ziehen und ihre Rachlust unter Einsatz der Geschütze durch Plünderung und Brandschatzung zu kühlen suchen werden.

Thomas: Mir scheint es, Oheim, daß die Männer vom Ratskollegium in diesem Falle hier wohl richtig raten. So wär' es doch das beste, wenn wir gleich nach Memmingen marschierten.

(Die Ratsherren nicken bestätigend mit dem Kopf.)

Frundsberg: Nach Memmingen marschiere, wer da will. Ich bleibe hier und lasse keine Trommel rühren.

Erster Ratsherr: Und wenn die Bauern Memmingen erobern?

Frundsberg: Dann ist noch immer Zeit genug, zu sehen, ob Männer oder Memmen in Mindelheim zu Hause sind.

Zweiter Ratsherr: Die Ratskollegien von Leutkirch, Wangen, Kempten und anderen Städten unserer Nachbarschaft rüsten schon eifrig zur Verteidigung für den Fall, daß die Aufständischen in Memmingen die Oberhand gewinnen.

Frundsberg: Was Wangen, Leutkirch, Kempten und die anderen tun, ist Sache ihrer Bürgerschaft; und wenn die Ritter, deren Burgen über diese Städte wachen, bereit sind, gegen dieses arme, ausgeplünderte Bauernvolk zu Feld zu ziehen, dann hält der Ritter Georg von Frundsberg den Bauern die Rechte zur Versöhnung hin. Und euch, die ihr gekommen seid, um Hilfe zu erbitten, erteil' ich diesen Auftrag, der euch Hilfe ist: Schickt hin nach Memmingen und saget beiden, denen draußen vor und denen in der Stadt, daß Frundsberg Frieden stiften will; in Hunderten von Schlachten hab' ich für meinen Kaiser das Leben eingesetzt. Ich steh' nicht dafür ein, daß deutsche Bauernsöhne im Landsknechtkleid gegen deutsche Brüder, die noch den Bauernkittel tragen, das Schwert erheben. Geht hin und handelt, wie ich euch gesagt!

(Vorhang fällt.)

Zweiter Auftritt:

(Ein Saal in der Burg Mindelheim. Im Hintergrund links vom Zuschauer ist ein Fenster, von dem aus man in den Burghof hinuntersieht. Rechts von der Bühne ist ein Kamin angedeutet. An den Wänden hängen Rüstungen und Waffen. Am Fenster stehen Frundsberg und Thomas.)

Frundsberg: Ausgeschlagen, sagst du? — (Er tritt vom Fenster zurück und geht auf der Bühne auf und ab.) — Die Bauern haben meine dargebotene Hand nicht angenommen?

Thomas: So ist es, Oheim. Von Mindelheim und Kempten, Wangen und Leutkirch wurden Friedensboten ins Lager der Aufständischen von Memmingen gesandt. Doch die Belagernden erklärten trotzig und verbissen, sie ließen nicht vom Sturm auf diese Stadt. Kein Rat, selbst der des Frundsberg nicht, könne da was ändern.

Frundsberg (verbissen): Auch der des Frundsberg nicht!

Thomas: Zu oft schon, so erklärten die Hauptleute weiter, sei den Bauern Besserung der Lage zugesagt worden, und ebensooft schon sei das Wort vom Schwäbischen Bund und von den Fürsten gebrochen worden.

Frundsberg: Die Lage ist so traurig, daß man heulen möchte. Da lebt das Volk der Bauern seit Jahrhunderten im Joch der Grundherren. Es schuftet und plagt sich Mann und Weib und Kind. Und unsere feinen Herren pressen immer neue Abgaben heraus. Der Bauer duckt und schweigt — und eines Tages bricht's aus ihm heraus. Zu Haufen schart's sich in den Dörfern. Es rebelliert und droht. Der Funke der Entrüstung wird zur Flamme der Empörung. Schon saust die erste Brandfackel ins Herrenschloß. Die Fürsten aber wissen keinen anderen Weg als den, in einem Strom von Blut die selbstgeschürten Flammen zu ersticken.

Thomas: Ihr seht das so ganz anders, als ich es bisher auf Ritterburgen hörte. Ihr sprecht vom Joch der Bauern, während andernorts nur vom Plündern, Morden, Rauben, von Rebellen und Brandlegern die Rede ist.

Frundsberg: O nein, nicht überall. Schon viele sahen diese Not wie ich. Und viele schützen schon mit ihrem Schwert die Bauernhaufen.

Thomas: Der Sickingen soll ja ein Freund der Aufständischen gewesen sein.

Frundsberg: Nicht nur der Sickingen, der längst aus unserer Welt ging, nein, auch andere traten kurz entschlossen vor und machten die Sache des Bauernvolkes zu der eigenen.

Thomas: Ihr sprecht fast so, als ob auch Ihr bereit wäret, für die Bauern einzutreten.

Frundsberg (geht ganz nahe an Thomas heran): Ein Eid ist Manneseid, ist unverletzlich. Den meinen gab ich schon dem Kaiser. Ich werde ihn zu halten wissen.

(Thomas ist inzwischen zum Fenster getreten. Er zeigt hinunter in den Hof.)

Thomas: Schaut, Oheim, wer sprengt da durchs Tor?

Frundsberg (tritt gleichfalls ans Fenster): Wenn meine Augen richtig sehen, trägt er das Zeichen des Schwäbischen Bundes.

Thomas: Ich werde ihn sofort zu Euch hinaufgeleiten.

(Thomas ab.)

Frundsberg (allein am Fenster. Faßt sein Schwert am Knauf): Das Schwert, das gegen Frankreich und den Papst siegreich bestand, soll ehrlich bleiben.

(Thomas kehrt mit dem Kurier des Schwäbischen Bundes zurück.)

Kurier (überreicht Frundsberg ein versiegeltes Schreiben): Der Schwäbische Bund ruft seinen Bundeshauptmann Georg von Frundsberg zum heiligen Dienst der Waffen.

Frundsberg (erbricht das Siegel und liest das Schreiben): (Zu Thomas) Der Bund erklärt das Bauernvolk zum Feind des Reiches. (Zum Kurier) Bestell' dem Bund, daß Frundsberg seine Pflicht tut. — (Der Kurier ab.)

Thomas: So wollt Ihr jetzt trotz allem gegen die Bedrückten den Spieß ergreifen?

Frundsberg: Laß' nur das Kalbsfell schlagen. Frundsberg tut seine Pflicht. Doch wie er sie erfüllt, schreibt sein Gewissen vor. Sein Schwert wird ehrlich bleiben, wie er selbst.

(Vorhang fällt.)

Dritter Aufzug:

(Ehe der Vorhang aufgeht, hört man hinter der Bühne den Gesang des Liedes:

„Wir sind des Geyers Schwarzer Haufen, heiaho!
Und wollen mit Tyrannen raufen, heiaho!
Spieß voran, drauf und dran!
Setzt aufs Klosterdach den roten Hahn!"

Bei der letzten Strophe des Liedes geht der Vorhang auf. Die Bühne stellt eine kleine Waldlichtung dar. Es ist Nacht. Man erkennt die Umrisse von drei Männern. Es sind die Hauptleute der aufständischen Bauern: Bach, Schnaiter und Knopf.)

Knopf: Wenn das nun alles eine Falle ist? Wenn Frundsberg, den ihr euren treuen Vater nennt, uns um den sicheren Sieg betrügen will?

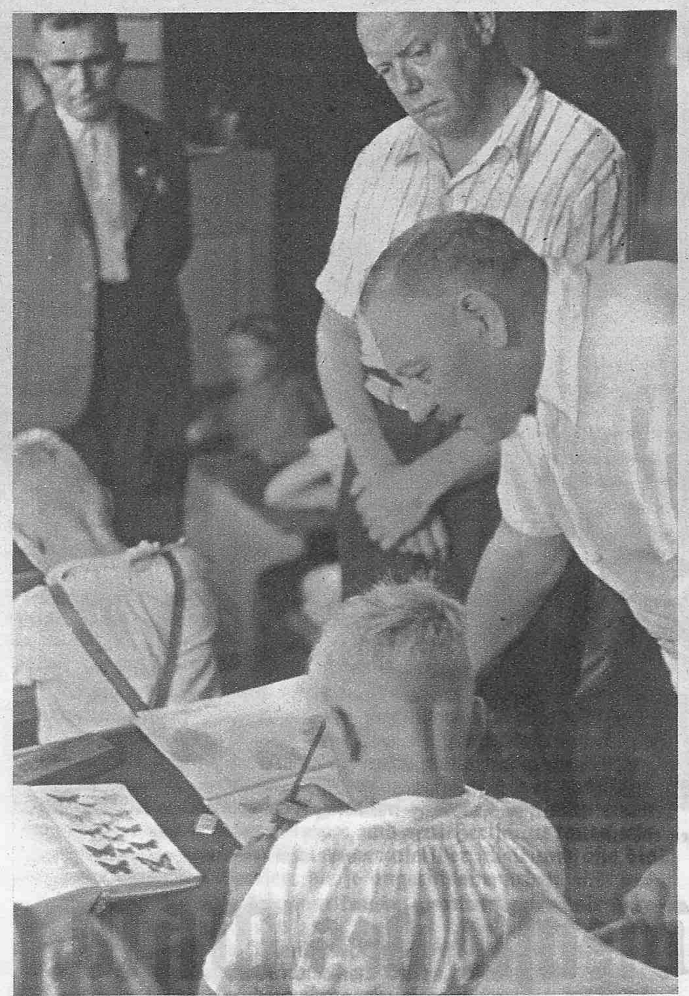
Bach: Du kennst den Frundsberg nicht, Knopf. Wir haben unter ihm wohl an die zwanzigmal dem Schlachtentod getrotzt, und Frundsberg selbst war immer mitten im Getümmel, wo es am meisten Schläge gab.

Knopf: Ich traue keinem Ritter über'n Weg, seit durch Verrat und Treubruch mich die Edelmänner gelehrt haben, was sie edel nennen.

Frundsberg (hinter der Bühne): He, Bach und Schnaiter, sagt, wo steckt ihr denn?

Schnaiter (zu Knopf): Da ist er schon, der Frundsberg.

Bach: Ich hol' ihn her. — (Bach ab.)



Aufnahme: Werner Böhmer

Der Reichswalter des NSLB., Gauleiter Wächtler, besuchte während seines Ferienaufenthaltes auf Hiddensee die einklassige Schule in dem Inseldorf Neuendorf. Unser Bild zeigt den Gauleiter zusammen mit dem Hauptschriftleiter von „Hilf mit!", Henrich Hansen, während einer Zeichenstunde

Überraschung in der Dorfschule

Draußen an der Ostsee, nicht weit von der Insel Rügen entfernt, liegt die kleine Insel Hiddensee. Unseren Lesern ist die Insel nicht mehr unbekannt; wir haben schon in drei größeren Aufsätzen dieses seltsame Eiland beschrieben. Alljährlich finden hier an der See viele Menschen ihre Erholung. Besonders Maler und Schriftsteller sind hier in jedem Jahre zahlreich vertreten. Fischer und Schiffer sind es, die hier wohnen.

Der Reichswalter des NSLB., Gauleiter Wächtler, eben von einer schweren Krankheit genesen, war in diesem Jahre unter den Gästen, die in Hiddensee Erholung suchten. In Neuendorf, dem kleinen Fischerdorf, wohnte er. Schon seit seiner Ankunft hatten die Jungen und Mädel der kleinen, einklassigen Schule auf den Besuch des Reichswalters gewartet. Und eines Morgens war er da. In seiner Begleitung befanden sich der Reichsgeschäftsführer des NSLB., Friedmann, Reichshauptstellenleiter Stricker sowie der Hauptschriftleiter von „Hilf mit!".

Eine Stunde Unterricht in einer einklassigen Schule ist etwas Wunderbares. Voller Aufmerksamkeit folgten die blondköpfigen Inselkinder dem Unterricht, der sich völlig auf die Heimat der Kinder bezog. Ganz besonders erfreut waren sie, als am Schluß der Reichswalter noch verschiedene Fragen an sie stellte. Nach ihrer Familie fragte er und nach all dem, was ein Kinderherz so oft bewegt. Als er endlich die kleine Schule verließ, wurde den Jungen und Mädeln noch eine besondere Überraschung zuteil. Der Gauleiter lud alle Schüler zu einer Fahrt über die Insel Rügen ein. Ein Stück Heimat sollten diese Kinder kennenlernen, die zum Teil noch nie die Insel verlassen hatten, und zugleich sollten sie Stunden der Freude erleben.

Noch lange wird dieser Besuch in ihrer Schule den kleinen Neuendorfern in Erinnerung bleiben.

Wenn sie nun in diesen Tagen in „Hilf mit!" blättern, dann werden sie sehen, daß auch der Photograph sich ihrer liebevoll angenommen hat. Der beschränkte Raum unserer Zeitschrift bringt es mit sich, daß wir nicht mehr Bilder aus dieser Unterrichtsstunde bringen können. Dafür aber hat der Reichswalter den Kindern eine Serie von den Aufnahmen aus dieser Besuchsstunde zuschicken lassen. Es werden sich da der Hans und der Gerd, die Liese und die Grete auf den Bildern wiedererkennen. Vielleicht auch, daß sie dann sagen „der böse Photograph", denn so ein Photoapparat ist ein garstiges Ding. Es zeigt jedesmal, wenn man nicht ganz beim Unterricht ist, weist aber auch auf, wer besonders gut bei der Sache war. Wir wollen hoffen, daß allen Neuendorfern die Aufnahmen von diesem Besuch des Reichswalters in ihrer Schule gefallen.

Knopf: Wenn er den Frieden bringt, sei er willkommen. Doch dürft ihr keinen Finger breit von unseren Forderungen lassen.

(Von links kommt, von Bach geführt, Frundsberg.)

Frundsberg: Willkommen, Schnaiter. Willkommen auch Ihr, Knopf von Leubas. Seht in mir nicht den Ritter, dessen Burg hoch über der Stadt Mindelheim die Mauern reckt.

Schnaiter: Wir sehen in Euch den Vater der Soldaten.

Knopf: Es geht schon auf den Morgen, wir müssen drum zur Sache. Bringt Ihr den Frieden? Will der Schwäbische Bund erfüllen, was wir fordern?

Frundsberg: Was heißt erfüllen, was heißt fordern, was heißt Frieden? Als mir der Bote den Befehl des Bundes brachte, das Schwert wider die plündernden Bauern zu ziehen, erhielt ich kurze Zeit darauf die Nachricht, daß Bach und Schnaiter zusammen mit Euch, Knopf von Leubas, das Bauernheer befehligen. Das gab mir einen Stich ins Herz. Ich sollte meine frischgeworbenen Knechte, die Bauern sind wie ihr, zu blutigem Kampfe führen gegen deutsche Menschen, an deren Spitze meine früheren Waffenbrüder stehen. So sandte ich den Boten, der euch zu dieser Unterredung bat.

Knopf: Was bringt Ihr uns?

Frundsberg: Ich bring' euch meine Freundschaft. Vorausgesetzt, daß ihr sie wollt.

Schnaiter: Wir wollen Eure Freundschaft.

Frundsberg: Das hör' ich gern. Jedoch bedenkt, was ich von euch jetzt fordere: Geht hin ins Lager und verkündet, daß ihr vom Kampfe lassen wollt.

Knopf (erregt): Unmöglich. Die Bauern würden dennoch stürmen.

Frundsberg: Sie werden's nicht tun, wenn Ihr es befiehlt. Seid Ihr der Führer dieses Heeres oder nicht?

Knopf: Wer gibt uns die Gewähr, daß uns die Bündischen nicht in den Rücken fallen, wenn wir auseinandergehen?

Frundsberg: Dafür steht Frundsberg ein. Genügt euch das?

Bach: Uns schon. Jedoch die Bauern, die seit Tagen der Schlacht entgegenfiebern, sind nicht zum Abzug zu bewegen, solange sie das Heer des Schwabenbundes am anderen Ufer kriegsgerüstet lagern sehen.

Frundsberg: Gut denn, so geht ins Lager und wartet, bis der Morgen graut. Dann zeigt den Bauern, daß die Bündischen das Lager räumen. Ich eile jetzt nach dort, den Abzug durchzuführen. Wenn ihr die Bauern nicht im Guten zur Rückkehr in die Dörfer bringen könnt, dann tut's, wie ich es mit den Bündischen tu: Verleitet sie durch eine List zum Abzug.

Knopf: Ihr ratet zum Verrat?

Frundsberg: Ist es Verrat, wenn Ihr wie ich, um Blutvergießen zu vermeiden, die Truppen irreführt? Bedenkt, auf beiden Seiten kämpfen deutsche Bauern. Die Zeit ist noch nicht da, in der die Bauern, vom Joch befreit, den eigenen Acker Jahr um Jahr bebauen. Doch sie wird kommen. Wir wollen helfen, daß bis dahin nicht neues Unheil das schwere Los des Landvolks noch erschwert.

Knopf: Wohlan denn, hier ist meine Hand.

Bach: Und hier die meine.

Schnaiter: Auch meine hier.

(Frundsberg reicht seine Rechte, die drei anderen fassen sie gleichzeitig.)

Frundsberg: Der deutsche Gott mag diesen Bund besiegeln.

(Vorhang fällt.) Ende.



Viele Wenig machen ein Viel!

Eine Schulklasse im Dienste des WHW.

„Wir wollen nicht nur Lehrer und Erzieher, sondern Schicksalsgenossen der Gemeinschaft sein." Hans Schemm.

In unserm Schulgarten hatten wir uns die Aufgabe gestellt: Wie verschaffen wir für das WHW. aus unserm Garten im ganzen Jahr frisches Gemüse? Nach einem Jahr Schulgartenarbeit hatten wir den Beweis erbracht, daß der Bauerngarten selbst in den gemüsearmen Wintermonaten frisches Gemüse liefern kann. Die Versuche brachten so reiche Erträge, daß wir an eine Verwertung denken mußten. Ein Mädel wußte guten Rat: Einkochen in WHW.-Dosen! Der Ortsgruppenwalter der NSV. schickte uns 20 Zweiliterdosen, und dann ging es an die Arbeit: Hier wurden Bohnen gepflückt, dort gewaschen, Dosen gespült, Bohnen gebrochen, in Dosen getan, zum Verschließen fertiggemacht, in großen Waschkesseln gekocht usw. Alle Kinder waren beschäftigt, jedes Kind stand an seinem Platz, Hand in Hand wurde gearbeitet. Durch gemeinsames Schaffen kamen wir schnell zum Erfolg. Alle wollten wir dabei sein, als der Tag der Ablieferung kam, so stolz waren wir auf unser Werk. Und unser Amtswalter erklärte uns, daß er diesen Augenblick, in dem ihn so viel glänzende Kinderaugen anschauten, nie vergessen werde.

Die Zeit der Kornernte kam heran. Fruchtbar war das Jahr gewesen, und eine reiche Ernte wartete auf den Schnitt. Unser Volk rang um die Nahrungsfreiheit, alles stand im Zeichen der großen Erzeugungsschlacht. Nichts darf umkommen, jede Ähre ist wertvoll! Und so begann das Ährenlesen. — Wir wissen, wie mühevoll diese Arbeit ist. So wird unsere Geduld nach längerem



№ 397402

N. S. Volkswohlfahrt

RM.

von Pg./Vg. Schule [illegible]

für Aufnahme

Beitrag

Spende 20 Dosen Bohnen

Umlage

Rückstände

RM.

erhalten zu haben, bescheinigt

[illegible], den 20.8.1936 Heinrich Kaiser

Unterschrift des Einzahlers

Kto.-Nr. 1343 — Bel.-Nr. Buchungsvermerk:

Die Sparkasse Sittensen, Zweigstelle der Kreissparkasse Bremervörde empfängt anbei zur Gutschrift 1 Scheck E. v. — Wechsel

Betrag	Fälligkeitsort
24.20	[illegible]

am ... 193.. (Name des Einreichers)

Quittung — Sparkasse Sittensen, Zweigstelle der Kreissparkasse Bremervörde

Kto.-Nr. 1077 — Bel.-Nr. Buchungsvermerk:

Duplikat

Die Sparkasse Sittensen, Zweigstelle der Kreissparkasse Bremervörde empfängt anbei zur Gutschrift Scheck E. v. — Wechsel

Betrag		Fälligkeitsort
20	—	[illegible]

am ... 193.. (Name des Einreichers)

Quittung — Sparkasse Sittensen, Zweigstelle der Kreissparkasse Bremervörde

Konto-Nr. 1170a

Die Sparkasse Sittensen, Zweigstelle der Kreissparkasse Bremervörde, empfängt zur Gutschrift für [illegible]

RM. 18.10

in Worten Reichsmark Achtzehn 10/100

[illegible], den ... 19..

Name des Einzahlers

QUITTUNG — Sparkasse Sittensen, Zweigstelle der Kreissparkasse Bremervörde

20 Dosen Bohnen konnten wir dem WHW. übergeben. — Über 12 Zentner Eicheln waren gesammelt und brachten als Erlös 24,20 RM für die Winterhilfe. — 48,33 RM. erbrachte die Einlösung des Schecks. — Über 2 Zentner Korn ergab der Drusch und 18,10 RM. konnten wir dem Amtswalter überweisen

Suchen oft auf eine harte Probe gestellt. Darum überlegen wir uns zu Beginn, wie wir am sichersten und schnellsten zu einem guten Erfolg kommen. Eine Vorbedingung ist die restlose Einsetzung aller: Wenn wir suchen, wollen wir alle suchen, vom Lehrer bis zum kleinsten ABC-Schützen! Wir hören wieder auf, bevor sich die ersten Ermüdungserscheinungen einstellen. So freudig wir an die Arbeit gehen, so voll Freuden hören wir auch wieder auf. Darum suchen wir an einem Tag nie länger als eine Stunde. In dieser Stunde wird aber ebensoviel geschafft, als wenn wir einen vollen Nachmittag ansetzen würden.

Die Herbststürme brausten durch das Land, abgeerntet waren die Äcker, und das Laub an den Bäumen verfärbte sich. Der Wind schüttelte das letzte Obst herunter, und auch unter den Eichen und Kastanien lagen die Früchte wie gesät. Wir wissen, daß Eicheln ein wertvolles Futter für die Schweinemast abgeben. Der Vater erkennt auch gern die Mühe des Eichelnlesens durch ein paar Taschengroschen an, besser aber entlohnt der Müller. Als dann der Vorschlag gemacht wurde, in diesem Jahre ein gemeinsames Eichelnsammeln der Schule für die Winterhilfe durchzuführen, da verzichteten wir gern auf unsere eigenen Wünsche und stellten uns freudig in den Dienst der Gemeinschaft. Bei der Schule wurde ein Raum als Sammellager hergerichtet. Unermüdlich waren wir tätig, und gerade die Kleinsten zeigten eine Ausdauer und eine Hingabe, daß man seine helle Freude daran haben mußte. Das Gefühl, wir sind Mithelfer bei einem großen Werk, ließ einen Wetteifer aufkommen, der zu einem großen Erfolge führen mußte. So füllten sich die Säcke jeden Morgen mehr und mehr. Aus Pfunden wurden Zentner und aus den Zentnern wurde ein ganzer Wagen voll.

Unsere Schularbeit wurde im Vorjahr durch freundschaftliche Beziehungen zu einem deutschen Farmer in Jowa sehr befruchtet. Von unserm Lehrer war uns die Aufgabe gestellt worden, alle Anschriften von den Hamersern zu sammeln, die in den letzten 30 bis 40 Jahren ausgewandert waren. Da wurden Anschriften von Geschwistern, Verwandten und Bekannten zusammengetragen, und wir waren erstaunt, daß in einem kurzen Zeitraum so viel Blut aus Hamersen abgewandert ist. Dabei fiel uns die Anschrift eines Bauern Johann Meyer in die Hände, den wir bald als einen alten, treuen Deutschen schätzen und lieben lernten. Schon vor 1900 wanderte er mit seiner Familie aus nach Jowa. Dort lebt er noch jetzt als einfacher Farmer und ist im hohen Alter von über 70 Jahren noch immer bereit, für sein deutsches Vaterland durch Worte und Taten einzustehen.

Diesem Manne wollten wir eine Freude machen, ihm Dank sagen für sein mannhaftes Eintreten und ihn stark machen für seinen Kampf. Das konnten wir am besten dadurch, daß wir ihm aus seiner alten Heimat Briefe schrieben. So schrieben wir ihm von unserer Arbeit in der Schule, von der Arbeit auf dem Hofe, im Dorf, im Holze. Wir schrieben ihm von der Erzeugungsschlacht, von der NSV., von der Kinderlandverschickung, vom Bau der Autobahnen, vom Winterhilfswerk, von den neuen Siedlungen, vom Erntedankfest usw. Wie wir später erfuhren, haben diesem Manne beim Lesen der vielen Briefe aus der Heimat die Tränen in den Augen gestanden.

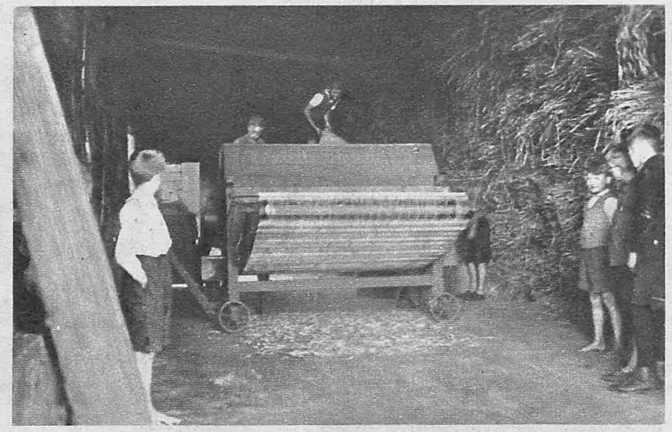
Wir wurden für unsere Briefe reich belohnt. „Ich werde mich euch anschließen für die Winterhilfe!" so schrieb unser Freund. Aber sehr gestaunt haben wir doch alle, als dann eines Tages ein 20-Dollar-Scheck auf unserm Schultisch lag. Als dann die Einlösung 48,33 RM. ergab, war die Freude groß.

Zum Schluß eine Zusammenstellung unserer Leistungen für das Winterhilfswerk 1936:

Wert der eingekochten Bohnen . . .	10,— RM.
Ährensammlung	18,10 RM.
Eichelnsammlung	24,20 RM.
Scheck aus Amerika	48,33 RM.
	100,63 RM.

Da unsere Schule von 50 Kindern besucht wird, ergibt sich ein Durchschnittsbetrag von 2 RM. Aus eigener Kraft wurde es geschafft! Und der schönste Lohn für uns ist das glückliche Gefühl, unserm Volke einen Dienst erwiesen zu haben. Deutsche Jugend, auf zu weiterem Kampf!

(Einklassige Landschule Hamersen bei Bremen. — Aus den „Leistungsberichten Deutscher Lehrer".)



Der Ortsbauernführer stellte seine Dreschmaschine zur Verfügung, und die Jungen durften selbst dreschen



Mädel beim Einkochen der Bohnen

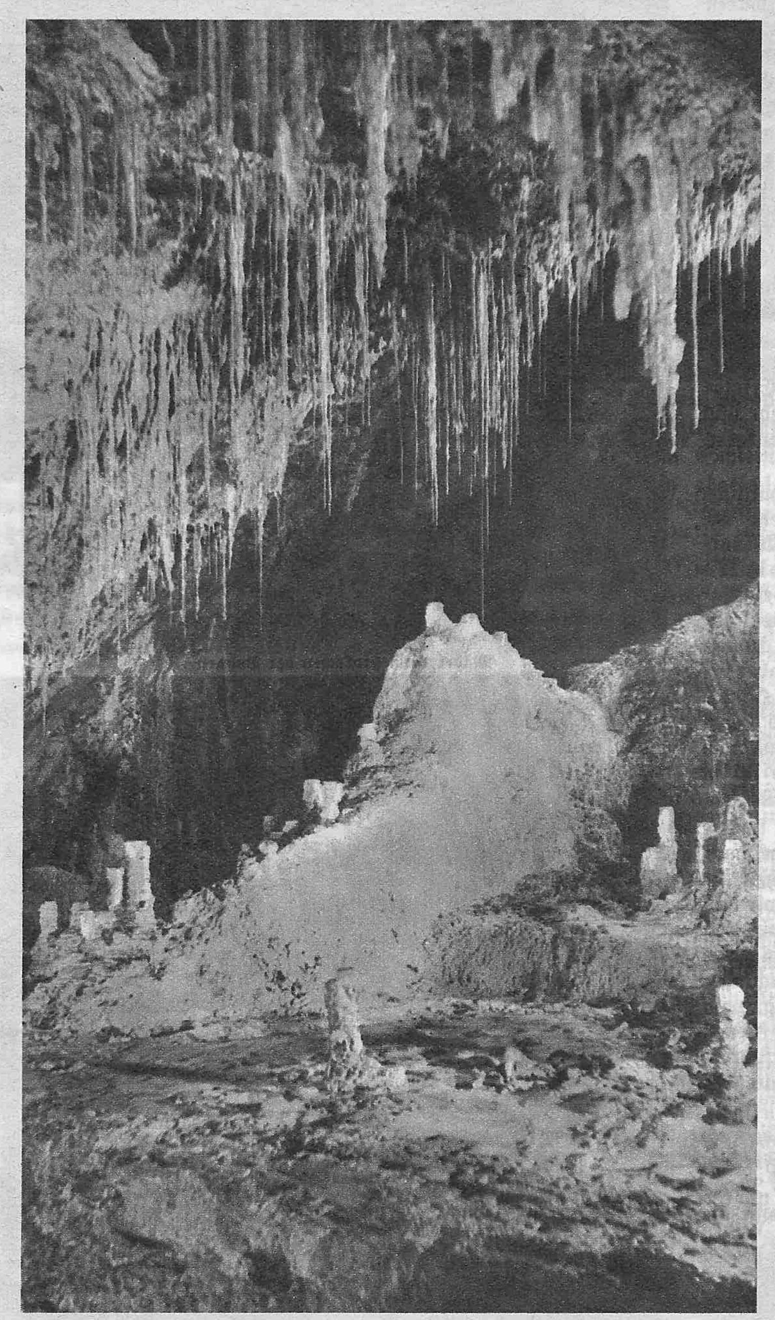


Immer wieder mußte der Weg unter der Schuleiche abgesucht werden



Der Tag des Wiegens brachte die große Überraschung

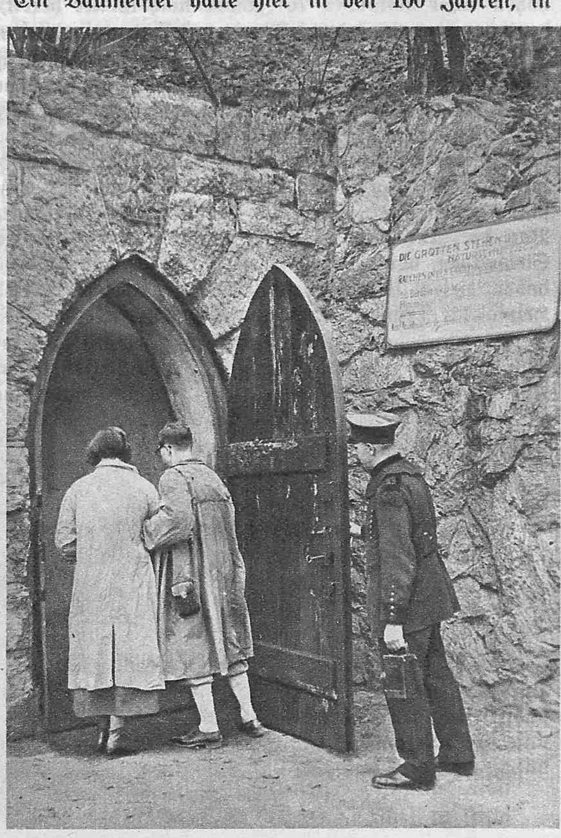
Märchengrotten mitten im Thüringer Wald



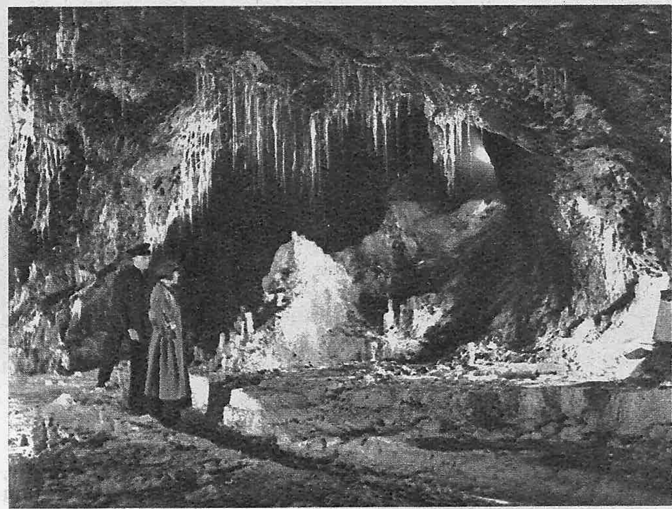
Diese Märchenlandschaft, in deren Mitte sich ein zauberhaftes Gebilde ähnlich der sagenumwobenen Gralsburg erhebt, gehört zu den sogenannten „Feengrotten", die sich in unterirdischen Höhlen dicht bei der thüringischen Bergstadt Saalfeld befinden. Die Wundergrotten sind Überreste eines in früheren Zeiten betriebenen Erzbergwerks. Quellwasser durchrieselt die Höhlen. Es führt feinste Teile seltener bunter Erze mit sich und setzt sie an den von der Decke herabhängenden oder aus dem Boden wachsenden Tropfsteingebilden ab Aufnahmen: Lueders — Presse-Photo (5)

In der Nähe von Saalfeld, dort, wo die Saale aus dem Thüringer Waldgebirge in das flachere Land hinaustritt, befand sich vom frühen Mittelalter bis ins 19. Jahrhundert hinein ein Bergwerk. Fleißige Knappen gewannen dort aus dem Bergschiefer Alaun und Vitriol. Alte Chroniken melden auch, daß in diesem Saalfelder Bergwerk — mit dem alten Namen „Jeremiasglück" — auch Gold, Silber und Kupfer gefunden wurden. Doch das Bergwerk brachte mit der Zeit immer weniger Gewinn, und so wurde es eines Tages stillgelegt. Jahrzehnte gingen ins Land. „Jeremiasglück" geriet in Vergessenheit.

Nun geschah es, daß wenige Jahre vor dem Großen Krieg Wissenschaftler den Ursprung mineralhaltiger Heilquellen dicht bei Saalfeld erforschen wollten. Sie stießen bei ihren Untersuchungen und Nachforschungen auf die verschütteten Stollen eines alten Bergwerks. Überrascht drangen sie weiter in die Stollen vor, und plötzlich erhellte der Schein ihrer Berglichter buntgefärbte märchenhafte Gebilde an Decken und Wänden und auf dem Boden der einstigen Bergwerksstollen. Die Männer, die den Ursprung einer Heilquelle aufspüren wollten, trauten ihren Augen nicht. Sie glaubten sich in das Märchenreich irgendeines unheimlichen Zwergenkönigs versetzt. Nischen und Grotten, von blauem, grünem und purpurnem Schein feenhaft beleuchtet, riefen ihre laute Bewunderung hervor. Und je weiter sie durch dieses unterirdische Reich wanderten, um so mehr Wunder taten sich vor ihnen auf. Ein Baumeister hatte hier in den 100 Jahren, in



Der Eingang zu den märchenhaften Grotten. — Die Besucher werden zum Schutz gegen die herabrieselnden Wasser mit Bergmänteln versehen



Ein fachkundiger Führer, der mit den geheimnisvollen Naturwundern des tropfenden Steins vertraut ist, erklärt in dem unterirdischen Feenreich Entstehung und Benennung einzelner Tropfsteinbildungen

denen das einstige Bergwerk mit seinen unterirdischen Stollen und Gängen von den Menschen vergessen worden war, ein Märchenreich geschaffen, das in seiner Farbenpracht und seinem Formenreichtum alles bis dahin Erdachte in den Schatten stellte. — Zum Glück waren die Männer, die dieses Reich entdeckten, klarsichtige Wissenschaftler, die dieses Wunder auch zu deuten wußten. Sie stellten fest, daß es sich um Tropfsteingebilde handelte. Das Quellwasser, das die Überreste des früheren Bergwerks durchrieselte, führte feinste Teile der verschiedenen in dem Gestein enthaltenen bunten Mineralien mit sich und setzte sie in zauberhaften Gebilden an der Decke, auf dem Boden und an den Wänden ab.

Die Kunde von der Entdeckung dieses farbenprächtigen Grottenreiches unter der Erde verbreitete sich in Windeseile über ganz Deutschland und darüber hinaus in alle Welt. Jahr um Jahr stieg die Besucherzahl an, die in dieses von der Natur geschaffene Wunderland hinabstiegen. Die tüchtige, fleißige Stadt Saalfeld wurde so durch die Tropfsteinhöhlen, die die einzigen farbigen Höhlen dieser Art auf der ganzen Welt sind, weltberühmt. Und noch heute locken die Tropfsteinhöhlen, die den Namen „Saalfelder Feengrotten" erhalten haben, Jahr um Jahr Besucher aus aller Herren Länder an. Wenn euch eure Ferienfahrt ins schöne Thüringer Land führt, dann steigt auch hinab in diese Wunderwelt der Farben und Formen. Unsere Bilder können ja leider die Buntheit dieses Feenreiches nicht zeigen, sie sollen auch nur ein kleiner Hinweis auf die Märchengrotten im Thüringer Wald sein.

Eine eigenartige Ansammlung emporgewachsener Tropfsteingebilde, die im Volksmund den Namen „Das Schachbrett" erhalten hat. Diese seltsamen Gebilde sehen aus wie eine der Wunderlandschaften unserer Vorstellung auf einem fernen Planeten. — Auf dem Bild oben rechts zeigt der Fremdenführer einer Besucherin eine von dem Quellwasser abgelagerte Masse, die als „Butter" der Saalfelder Feengrotten bezeichnet wird

Gestalter deutschen Schicksals

Kaiser Friedrichs Ende

Kahl, braun und rot sind die Berge von Kleinasien; an ihren Abhängen grasen die Ziegen, über ihnen flügeln die Falken, auf ihren Höhen liegen weiß, hoch, rund mit dicken Mauern die türkischen Raubburgen. Seit Wochen wälzt sich Kaiser Friedrich Barbarossas Kreuzheer durch dieses kleinasiatische Land, noch immer fast 8000 Reiter, gepanzerte und ungepanzerte, einige tausend Fußgänger und die langen Züge der knarrenden Karren. Es ist ein böser Marsch. Das Land ist arm, die Sonne sticht, und der Türke ist ein trotziger Feind. Eine große Schlacht vermeidet er. Aber bald hier, bald dort werfen sich seine Reiterhaufen auf das langsam ziehende Heer. Oft greifen einzelne türkische Reiter ganze Abteilungen an. Es ist schon ein böser Zug für das erschöpfte Heer.

Nur der weißbärtige Kaiser mit seinen roten Greisenbacken, mit seinen fröhlichen Augen ist unerschüttert, stets munter, stets bereit, dem Feind die Stirn zu bieten. Friedrich Barbarossa treibt seinen dicken Schecken an und, noch immer ein ganz klein wenig schwäbelnd, sagt er zu den Herren, die um ihn sind: „Wenn wir erst aus diesem Land heraus und in Jerusalem am Heiligen Grabe gewesen sind, dann geht es heim nach Schwaben! Wie freue ich mich auf einen deutschen Frühling nach all dem Staub und der Sonne."

„Nun muß der Herr Kaiser nur noch Böblingen sagen oder Lorch oder Nagold!" wirft einer der Ritter dazwischen.

„Ja, und Mägdeberg, Hohenkrähen, Urach, Hohenstaufen. Wenn wir daheim sind, dann wollen wir im deutschen Land noch einmal alles zum Rechten bestellen. Wird Zeit, daß wir in die Heimat kommen. Das Reich ist ja groß, über alle Länder hinaus. Aber das deutsche Land bleibt doch des Reiches Krone."

„Und Schwaben ist der Edelstein darin!" wirft einer der Herren leise neckend ein.

Der Kaiser aber antwortet nicht, hat sich aufgerichtet im Sattel, hält die Hand schützend über die Stirn: „Was ist denn da vorn schon wieder nicht in Ordnung? Das steht und stockt ja schon wieder!" Kurz entschlossen gibt er dem Schecken die Sporen, die Herren folgen ihm. Ein kleines, reißendes Flüßchen mit kristallklarem, eisigem Wasser hält den Zug auf. Ein paar Fußgänger sind hineingestiegen, aber die Strömung hat sie so herumgewirbelt, daß sie froh waren, sich ans Ufer gerettet zu haben. Der Kaiser richtet sich auf: „Nun muß ich alter Mann euch doch wirklich vormachen, wie ein Ritter mit Roß und Panzer über einen so kleinen Fluß hinwegkommt. Gebt acht — jetzt geht es über diesen Fluß nach Jerusalem und dann heim nach Schwaben!"

Der armenische Wegführer sagt zu einem der Ritter einige Worte, die wie eine Warnung klingen. Der Ritter übersetzt sie sich, ruft Friedrich Barbarossa zu: „Herr Kaiser, der Mann sagt, das Wasser ist kalt wie Eis!"

Aber der Kaiser hört die Worte nur noch halb, hat seinen Schecken in Trab gesetzt und läßt ihn von dem Ufer in den Fluß springen, damit das starkknochige, treue Tier ihn hinüberträgt.

Da, ein gellender Schrei! Der Kaiser hat den Halt im Sattel verloren, gleitet vom Pferde, der Schecke dreht sich im Stromwirbel. Der Körper des Kaisers treibt flußabwärts. Mit Lanzen und Spießen, die sie breit vor die Strömung halten, schließlich Mann an Mann eine dichte Kette bildend, fangen die deutschen Krieger den Körper des Kaisers im Fluß auf. Sie tragen ihn ans Land, lösen den leichten Reisepanzer, die Halsberge. Es ist nichts mehr zu hoffen. Der Sprung nach dem heißen Ritt in das eisige Wasser hat das Herz des Alten zum Stillstand gebracht. — Am Abend an den Lagerfeuern sitzt das kaiserlose Heer beisammen.

„Er war zuviel in Italien, zuwenig im Reich", sagt der eine.

„Er hätte Herzog Heinrich dem Löwen sein Herzogtum nicht abnehmen dürfen", murrt ein sächsischer Reitersmann.

„Ihr Deutschen habt immer etwas an euren Großen auszusetzen", sagt ein italienischer Ritter mit langem, weißem Vollbart: „Ich habe dem Kaiser Friedrich und dem Hause der Ghibellinen gedient seit meiner Kindheit. Für uns war er der Nachfahr unserer großen römischen Kaiser. Ihr Deutschen aber hattet nie ein größeres Reich. Vielleicht war es nur ein großer Traum, dieses Ghibellinenreich von Lübeck bis Palermo und von Gent bis Venedig. Aber welch edler Traum!"

Ein schlanker schwäbischer, junger Reiter aber steht am Feuer und sagt leise: „Dieser Kaiser hat unserm Volk die Vorherrschaft gegeben. Nun hat er hinabgenommen unseres Reiches Herrlichkeit. Warum hat der Herr Papst ihn in diesen Kreuzzug getrieben, warum gegen ihn lebenslang in Italien Feinde gesammelt?" Die Feuer brennen herunter. In seinem Zelt liegt der alte Kaiser. Die Fahne des Staufischen Hauses, die Ghibellinenfahne, weht im Nachtwinde...

Des Reiches Feldherr

Klein, hustend, verhutzelt, eingepackt in eine dicke, gestickte, türkische Decke, sieht der alte Feldmarschall Prinz Eugen zum Fenster des Belvedere hinaus auf die Flocken, die draußen vor den Fenstern tanzen.

Neben seinem Stuhl, einem breiten, tiefen, bunten Lehnstuhl mit großen Amorettenköpfen liegen Karten, Landkarten der Niederlande, Landkarten von Lothringen, Landkarten von Ungarn und der Walachei.

Der Diener kommt leise heran: „Euer Gnaden, der Herr Graf Colalto von Seiner Kaiserlichen Majestät wartet; er hat etwas Dringendes für Euer Gnaden."

Eugen hustet leise und gequält: „Laßt ihn hereinkommen!"

Der Hofmann tritt ein, trägt ein ganzes Aktenbündel in einer großen, roten Mappe mit sich, verbeugt sich feierlich, so daß der Puder aus seiner gewaltigen Perücke weht, und spricht: „Euer Gnaden wollen gütigst vergeben, wenn ich aufs neue mit Traktaten und Verträgen komme, aber Seine Majestät Kaiser Karl VI. haben allergnädigst geruht, Euer Gnaden zu ersuchen, die vorliegenden Traktate und Abkommen zu prüfen."

Eugen macht eine müde Bewegung; der Graf reicht ihm die Dokumente hin und sagt: „Das ist der Vertrag mit der Krone Bayern, der dieser vorgeschlagen werden soll, damit sie die Thronfolge der Erzherzogin Maria Theresia anerkennen möge; das ist der entsprechende Vertrag mit der Krone Spanien, mit dem König von Portugal."

Auf einmal springt der Prinz Eugen auf: „Verträge, den König von Spanien, den Portugiesen, vielleicht auch noch den Großmogul von Indien, den türkischen Sultan und weiß der Teufel wen um Erlaubnis fragen!" Ein Hustenanfall unterbricht ihn. Dann richtet sich der kleine, alte Mann auf, die großen Augen leuchten und blitzen: „Das Reich soll nicht überall um Erlaubnis fragen. Das Reich soll Soldaten haben. Mit 400 000 Mann Reitern, Fußvolk und Artillerie macht kein Fürst der Welt der Erzherzogin die Thronfolge streitig. Dann sind sie alle einverstanden, auch wenn man sie nicht vorher fragt. Ihr glaubt nicht, welche guten Soldaten die Deutschen sind, wenn man sie recht aufzurufen versteht."

Wieder unterbricht ein Hustenanfall den alten Mann.

Der Graf verbeugt sich wieder: „Aber Euer Gnaden wissen, daß der kaiserliche Schatz leer ist, daß der Hofkriegsrat seit langem eine Herabsetzung der allzu teuren Armee erwägt."

Der alte Feldherr schüttelt stumm und verzweifelt den Kopf, dann sagt er: „Im letzten Feldzug war der junge König von Preußen in meinem Heerlager. Ihr wisset wohl, kein angenehmer, junger Mann, aber er hat etwas gelernt von mir. Dem werden die Soldaten nicht zu teuer sein. Das Reich muß Waffen über Waffen haben, sonst wird der das Reich nehmen, der die nötigen Waffen beschafft."

Der Graf hebt noch einmal die Papiere auf, aber der greise Türkensieger Prinz Eugen winkt ab, trommelt mit seinen kleinen, alten Händen sich einen Marsch am Fenster, knurrt: „Eure Papiere, Traktate und Verträge nehmt nur mit. Sie sind keinen Schuß Pulver wert, wenn Ihr meine Meinung ganz genau haben wollt. Aber wenn ich den Deutschen beigebracht habe, was eine starke Armee bedeutet und welch Glück sie für das Reich ist, dann kann ich mich ruhig schlafen legen, auch wenn der ganze Reichshofkriegsrat das nicht kapieret."

Des Reiches Freiherr

Es ist das Jahr 18[illegible] Alle Lichter der Festesfreude leuchten, glitzern, funkeln über dem fröhlichen Wien. Napoleon sitzt in Elba, die Franzosen sind besiegt und die Fürsten Europas teilen auf dem Wiener Kongreß die Länder so ein, wie es für ihre

Familien und Häuser am günstigsten ist. Das Volk hat gefochten, gelitten, geblutet. Aber inzwischen hat man es ziemlich vergessen. Der alte Invalide hat den Leierkasten in die Hand gedrückt bekommen, der Kurfürst von Hessen hat schon wieder ein Regiment Soldaten gegen bares Geld an die Holländer verkauft und in seinem Lande den Zopf eingeführt, alle Offiziere in den Rang zurückversetzt, den sie hatten, ehe Napoleon die deutschen Lande durcheinandergebracht hatte.

Es ist Abendgesellschaft beim Fürsten Metternich, dem leitenden Minister Österreichs. Damen und Herren sitzen an den langen Tischen, man spielt Karten, aus einem Nebenraum ertönt Musik, im großen Saal tanzt die Jugend, und über allem liegt eine Stimmung dieser Menschen, in der sich die Zufriedenheit darüber, daß der große Kampf vorüber ist und alles wieder wird, wie es früher war, mit einer leichten, leichtsinnigen Unsicherheit verbindet.

Da tritt ein später Gast, ein großer, vierschrötiger Mann mit gewaltiger, vorspringender Nase ein. Einen Augenblick hält das Kartenspiel inne, ein Flüstern geht über die Tische der Damen in ihren Ballkleidern und der Herren in ihren leuchtenden Uniformen: „Haben Sie gesehen, das ist der Freiherr vom Stein!" — „Unheimlicher Mann, beinahe ein Revolutionär." — „Er ist aus Haß gegen Napoleon einst nach Rußland gegangen." — „Er soll dem Zaren Alexander nach dem Brand von Moskau den Rücken gestärkt haben, daß er mit Napoleon nicht Frieden schloß."

Man tuschelt und flüstert. Ein alter Herr mit verkniffenem Gesicht sagt böse und laut: „Man sagt, daß dieser Stein den verruchten Gedanken der deutschen Einheit aufgebracht hat. Was sagen Sie dazu, ein einziger deutscher Staat, und wir Fürsten, und ich kann mich ja auch dazu rechnen, sollen verschwinden?"

Auf einmal steht der Freiherr vom Stein dicht neben ihm: „Würden Sie das etwa für ein nationales Unglück halten, wenn Sie verschwänden?" Man kennt Stein, seine Grobheit ist sagenhaft. Aber dies ist doch einer der Fälle, die ziemlich unerreicht sind. Der kleine, alte Herr steht auf, räuspert sich, sieht den Riesen boshaft an und sagt dann, aus innerer Unsicherheit ein wenig lauter als gewollt: „Ich weiß, daß meine Souveränität ein Schaden des deutschen Volkes ist, aber Sie sehen, ich befinde mich wohl dabei!"

In diesem Augenblick stehen vor Stein die Nächte, in denen er einsam, auf der Flucht vor Napoleon, in Prag, in Petersburg, nur mit dem treuen Ernst Moritz Arndt zusammen, die deutsche Erhebung vorbereitet hatte. Da kräht der kleine Giftige auch weiter los: „Sie haben ja auch in Preußen die Leibeigenschaft aufgehoben, alle von Gott eingesetzte Ordnung durcheinandergebracht, Herr Reichsfreiherr vom Stein!"

Jetzt hat Stein sich gesammelt, der aufquellende Grimm ist in ihm zurückgesunken, mit großer Ruhe und feierlichem Ernst sagt er: „Diesmal ist es den großen und kleinen Potentaten noch gelungen, die deutsche Nation um ihre politische Einheit, um das eine und machtvolle Deutsche Reich zu betrügen. Jawohl, betrügen sage ich!" Er schlägt mit der schweren Hand, auf der der große Siegelring leuchtet, auf den Tisch und fährt fort: „Die Herrschaften wissen, daß ich seit jeher mich mit der Geschichte unseres deutschen Volkes viel befaßt habe. Schon vor dem großen Bauernkriege von 1525, schon zu den Zeiten des Kaiser Maximilian gab es eine Weissagung, die sich das Volk erzählte. Die hieß: Wenn heute die Fürsten das Reich verschlingen, so wird ein Tag kommen, wo das Volk die vielen Fürstentümer verschlingen wird. Das wird der Tag sein, an dem es nur ein großes Deutsches Reich gibt, das über alle Deutschen seinen Schutz und Schirm ausbreitet. Dieser Tag wird kommen. Und ich wollte nicht unterlassen, ihn hier anzukündigen, auch wenn ich ihn nicht mehr sehen sollte. Denn das Volk werdet ihr nicht mehr eingelullt bekommen!"

Mit einer raschen, ruckartigen Bewegung überfliegt der Freiherr die Gesellschaft. Es ist ganz still im Raum geworden. Er würdigt den kleinen Giftigen keines Blickes mehr, geht langsam hinaus.

„Der heimliche Kaiser!" ruft eine junge Frau, wie von einer inneren Gewalt gepackt, aus.

Des Reiches Führer

Hoch und silbern ragen die Berge über den grünen Tälern der Steiermark, erheben sich in den lichtblauen Himmel und grüßen hinab in das stille Dorf. Sie schauen auf die kleine Gruppe deutscher Menschen herab, die am Grab der beiden Gefallenen des Dorfes, die in den Kämpfen des Juli 1934 gegen das Gewaltsystem Schuschniggs gefallen sind, Kränze niedergelegt haben. Es ist still und feierlich, als der Ortsgruppenleiter die Kränze niederlegt, und als er sich dann umwendet, selber schon ein grauköpfiger Mann, in dessen Gesicht Kampf und Not der schweren Jahre, die hier durchgekämpft werden mußten, verzeichnet stehen, da ist es keine schwungvolle, große Rede. Aber was er ausspricht, hier im Angesicht der Berge, der grünen Wälder, der Almen, Matten und des stillen Dörfchens, unter diesen Menschen, die er alle kennt, die alle mit ihm die Jahre des Kampfes und der Verfolgung zusammen durchgemacht haben, ist ein Widerschein der großen, deutschen Gestaltung.

„Gekämpft worden ist halt immer um dies deutsche Land hier in der Steiermark, mit Türken und Franzosen, im Weltkrieg, nach dem Weltkrieg, gegen Schuschnigg. Gekämpft hat unser Volk stets, hat es schwer und mühselig gehabt. Das war nicht nur hier so, sondern in allen deutschen Landen, so weit die deutsche Zunge klingt. Es gibt wohl kaum eine deutsche Stadt oder ein deutsches Dorf, die nicht einmal in ihrer Geschichte vom Feind heimgesucht worden sind. Wir haben auch viele große Männer gehabt, die unser Schicksal gestaltet haben, Hermann den Cherusker, König Heinrich den Vogelsteller, viele unserer Könige und Kaiser, Männer, die auf dem Thron saßen oder die aus dem Volk aufstiegen. Und doch haben wir Deutsche in unserer Geschichte Jahrhunderte lang trotz aller Mühen so viel Unglück gehabt. Das Reich ist immer kleiner geworden, Landschaft auf Landschaft ist abgesplittert. Immer fand sich irgendein Knecht des Auslandes, der wieder ein deutsches Land von der Gesamtheit loslöste und zu einer schlechten, scheinbaren Selbständigkeit brachte.

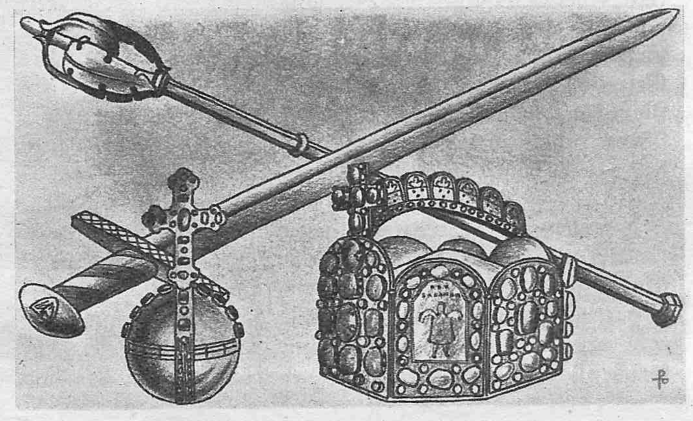
Da ist nun der Führer gekommen, aufgestiegen aus Bauernstamm, hier aus den österreichischen Landen, Soldat des Großen Krieges. Und er hat das Wunder vollbracht, an dem die größten deutschen Herrscher wohl schier verzagt sind: Er hat die Liebe des ganzen Volkes auf sich vereinigt und hat das ganze Volk mit seiner Liebe umfaßt. Und auf einmal sind all die großen Träume der deutschen Geschichte erfüllt, all der Streit der Länder gegeneinander, der Stämme gegeneinander, der verschiedenen Volksschichten gegeneinander hat aufgehört. Und wovon wir immer geträumt haben, was wir immer ersehnten und erhofften, was der Väter Traum war, das hat der Führer vollbracht: Ein Volk, ein Reich, ein Führer!"

Der alte Mann grüßt, getragen und feierlich ertönen die Lieder der Bewegung, im frischen Bergwind flattert die Hakenkreuzfahne. Als sie heimziehen, führt der Ortsgruppenleiter einen kleinen, blonden Jungen an der Hand: sein Enkelkind. Der Vater liegt dort unten unter den Kränzen, gefallen für das Dritte Reich.

Und wie sie zu dem alten Hof hinaufsteigen, da streichelt er dem Jungen leise über den Kopf: „Vergiß das Lied nie, das dein Vater auch so geliebt hat, das alte Lied der SA., weißt du noch: Es stehen noch viel zehntausend Streiter für das Dritte, das Großdeutsche Reich."

Die Heiligtümer des Reiches

Das Wort des Reichsfreiherrn: „Das deutsche Volk wird die Fürstentümer verschlingen", ist Wahrheit geworden. Den Reichsgedanken hat Adolf Hitler gerettet, und der Reichsparteitag Großdeutschlands hat ein Ereignis von höchster symbolischer Bedeutung gebracht: nach 142jähriger Abwesenheit sind die Reichskleinodien in die alte Reichsstadt Nürnberg zurückgekehrt, die Jahrhunderte ihre treue Hüterin war. Die Festesfreude heute gleicht der des Jahres 1424, als das Versprechen Karls IV. wahrgemacht wurde, für ewige Zeiten die Reichsinsignien der Stadt Nürnberg in Verwahrung zu geben. Siebzehnmal zog eine Abordnung der Reichsstadt mit ihnen zu einer deutschen Kaiserkrönung, bis das Jahr 1796 ihren Verlust für Nürnberg brachte, als sie vor dem Zugriff der Scharen des französischen Generals Jourdan nach Wien gebracht wurden. Als man sie später zurückforderte, verweigerte der Wiener Hof die Herausgabe politischer Ränke wegen. Erst das Großdeutsche Reich sieht seine Insignien in der Stadt der Reichsparteitage wieder, die der Führer mitten hineinstellte in das Geschehen der Nation. Dr. von Leers.



Der Pfeil des Götzen

Kriegsjahr 1915 in Kamerun. — Eine Abteilung Askari, die in deutschen Diensten steht und von einem Unteroffizier Schulz geführt wird, hat den Auftrag, aus einem Dorfe des feindlichen Màkastammes Lebensmittel zu holen. Das Unternehmen verläuft erfolgreich. In der Nacht aber wird Schulz mit seinen tapferen Askari, die sich im Gemeindehause des Dorfes zur Ruhe begeben haben, von Màkas überfallen. Der Angriff wird abgeschlagen, aber die Schwarzen haben entsetzliche Angst vor einem Götzen, der sich in dem Gemeindehause befindet. Um seine Leute fest in der Hand zu behalten, muß Schulz die Machtlosigkeit des Götzen beweisen.



. . . Im Übermut reicht Schulz hinauf und reißt den Götzen von der Wand herunter. Er dreht ihn in der Hand, hält ihn seinen zitternden Leuten hin und sagt: „Das Ding da soll uns fressen, das glaubt ihr, was?"

„Oh, Massah", wimmert Osima, „nicht Ngule melan (den Götzen) anfassen, du noch mussen sterbsen." Die Leute sind ganz aufgeregt, vergessen beinahe, daß ringsum noch die Gefahr lauert, so daß Schulz hart dazwischenfährt. Der Gefreite Mba meint aber trotzdem: „Massah Schulz, steck den Ngule melan wieder hin. Die Màkas kommen noch holen ihn. Wenn Ngule melan fort, dann alle Màkas sterben, dann haben keine Kraft mehr."

Nun läßt Schulz erst recht nicht locker, einen Plan hat er mit diesem Ding: Mitnehmen wird er es — nun gerade!

Über dem Urwald ist der Halbmond aufgegangen, wirft sein bleiches Licht über den Platz, schafft tiefe, schwarze Schatten. Schulz ist froh, daß der Mond da ist, nun kann man wenigstens den Platz übersehen. Die Màkas sollen nur kommen! Aber die Màkas kommen nicht wieder. Langsam vergeht Stunde um Stunde. Mit den blasser werdenden Sternen werden auch die Augen müde und schwer. Als einmal weit hinten im Urwald ein Gorilla dumpf orgelt, ist er wieder hell wach und erwartet sehnsüchtig den Morgen.

Kaum kündet ein heller Streifen im Osten den nahen Tag an, werden die Lasten gepackt. Die Hühner schreien, und auch die Ziege meckert böse. Aber lebend müssen sie mit, da hilft alles nichts. Beim Abmarsch ins erste Tageslicht hinein gibt es noch einen Zwischenfall. Osima soll den Götzen tragen. Als er zum ersten Male in seinem Leben einen Befehl verweigern will, wird Schulz ärgerlich und drückt ihm das Ding in die Hände. Osima aber stürzt wie von einer Schlange gebissen hin und wälzt sich in wilden Krämpfen. Er glaubt eben, daß dieser Ngule melan ihn töten wird — und die Angst schon allein will ihn umbringen. Da nimmt Schulz zornrot und wetternd das Ding wieder fort, und trotz aller Beschwörungen seiner Leute, er solle den Ngule melan zurücklassen, der brächte sonst nur schreckliches Unglück, klemmt er sich entschlossen das Ding vorn in den Gürtel und geht los. Zögernd und schwerbepackt folgen im Gänsemarsch seine Leute.

Kurz vor dem Urwald — sie klettern gerade über einen gefällten Baum hinweg — surren ein paar Pfeile von irgendwo. Im Nu jagt Schuß auf Schuß ins Dickicht. Aber niemand läßt sich blicken und behelligt sie mehr, als sie später, vorsichtig Schritt für Schritt, den alten Pfad zurückgehen.

Da entdeckt plötzlich Schulz, daß vorn im Leib des Fetischs ein abgebrochener Pfeil steckt. Erstaunt umringen und betrachten ihn seine Leute, als er den Götzen vom Gürtel löst. Und Schulz weiß plötzlich, daß gerade dieser Ngule melan ihm das Leben gerettet hat. Dieser Pfeil galt ihm, dem Weißen, und der Gott wurde von seinen eigenen Leuten getroffen.

Moritz meint kopfschüttelnd: „Massah, du sein ganz stark, du sein großer Ngule melan, so teeeeeeh!" (Und das ist ganz besonders viel.)

Und Osima läßt es sich plötzlich nicht nehmen — er muß den Götzen tragen, er will ihn ins Lager bringen. Und alle sollen sehen, wie stark er ist, fast so stark wie Schulz, sein großer Massah, sein großer Ngule melan!

Und Mühe und Hitze und langer Weg, alles wird ihnen jetzt leicht bei dem Gedanken an die Rückkehr ins Lager.

Und ehrwürdig und uralt halten die Bäume des Waldes ihre schützenden Kronen über der grünen Schlucht, auf deren Grund emsige, nackte Füße dahintrappen.

Eine Probe aus der spannenden Erzählung „Der Pfeil des Götzen". Sie erscheint, zusammen mit anderen abenteuerlichen Geschichten, im Heft 8 der „Hilf-mit!"-Schriftenreihe.

„Hilf-mit!"-Schriftenreihe

Nr.	Titel	Bestelltermin	Liefertermin
7	Schiff im Eis	September 1938	Oktober 1938
8	Der Pfeil des Götzen	Oktober 1938	November 1938
9	Wo brennt's denn?	November 1938	Dezember 1938
10	Küken steigt ins Leben	Dezember 1938	Januar 1939
11	Und dann gab's einen Knall	Januar 1939	Februar 1939
12	Gang über den Acker	Februar 1939	März 1939
13	Die wundersamen Geschichten des Sanitätsrats Weise	März 1939	April 1939
14	Schätze im Schutt	April 1939	Mai 1939
15	Dem Reiche verschworen	Mai 1939	Juni 1939
16	Junges Werkschaffen	Juni 1939	Juli 1939

...und ein paar Kleinigkeiten

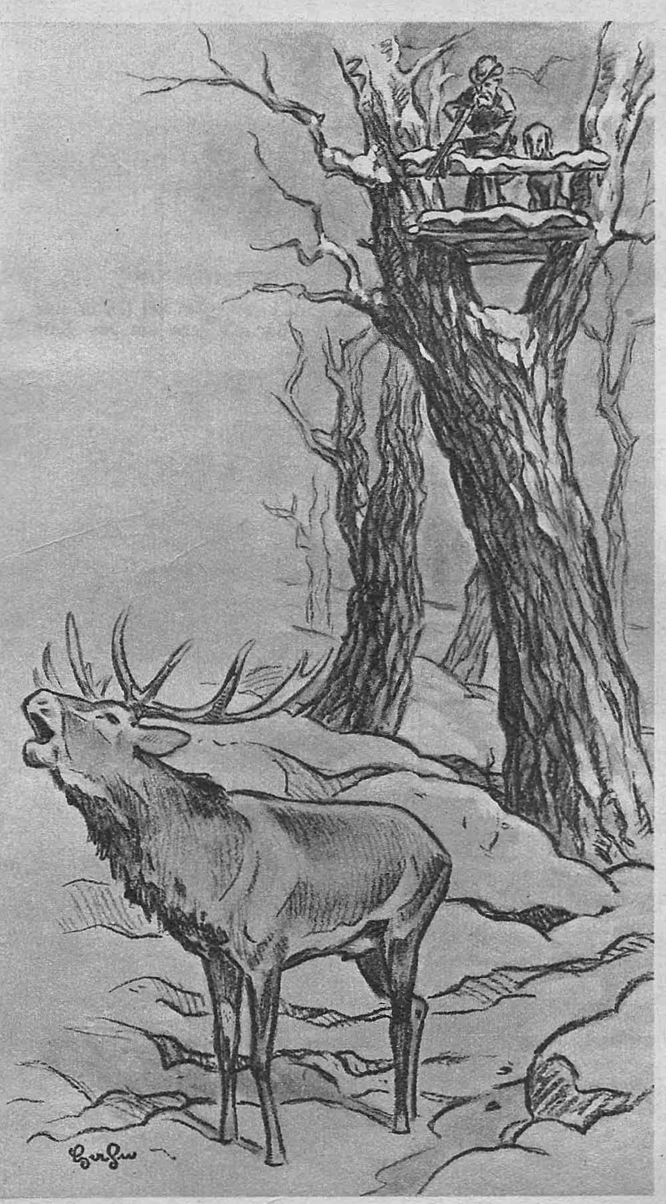
Vier Rätsel

An der Wand hängt man's auf,
Bei Hitze steigt's hinauf,
Bei Kälte kriecht's ins Haus,
Wer bekommt's 'raus?

Es dreht sich wie die Wetterfahn'
Und zeiget uns das Wetter an,
Rund hängt bei uns es an der Wand,
Wem ist's bekannt?

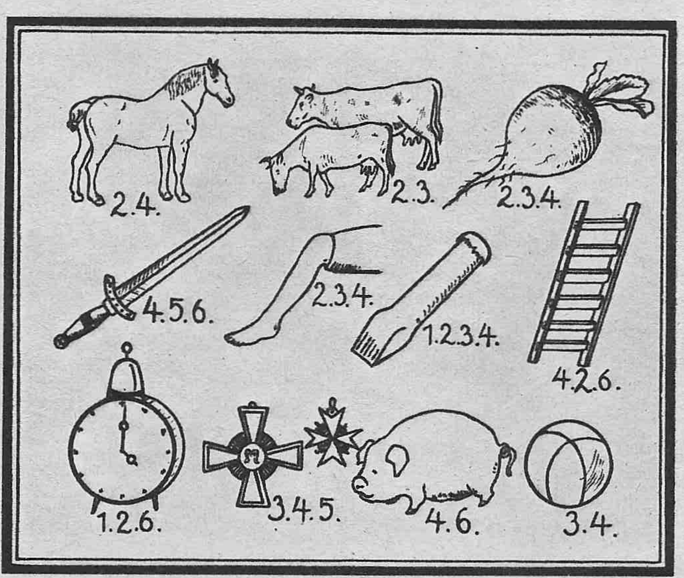
Er ward schön rund; denn ohne Klagen
Ließ er sich mit dem Zirkel schlagen.
Doch schreibt man ihn mit weichem Kopf,
Wird's ein alter Mann mit weißem Schopf.

Es ist ein berückendes Bilderbuch mit den seltsamsten Gestalten,
Die dir die allerbunteste Phantasie und auch Erinnerung malten.
Es ist kurios oft, unerklärlich und wieder mal so selten schön. —
Doch schließe fest die Augen zu, wenn du die Absicht hast, hineinzusehn.



Hier hat unser Zeichner sich geirrt. Wer findet die Fehler?

Bilderrätsel



Zunächst müßt ihr die Namen der abgebildeten Dinge suchen. Werden diesen Namen die durch eine Zahl bezeichneten Buchstaben entnommen und in der Reihenfolge der Bilder gelesen, so ergibt sich ein Sprichwort. (ch, ck und ß werden als zwei Buchstaben gezählt.)

Silbenrätsel

au — dü — ein — ga — garn — hel — horn — land — ler
na — neu — nie — precht — ru — rich — sel — ta — te — ters
un — wie — wied.

Aus vorstehenden 22 Silben sind elf zweisilbige Wörter zu bilden, deren Anfangsbuchstaben, von oben nach unten, und deren Endbuchstaben, von unten nach oben gelesen, die beiden Hauptstützen eines Volkes nennen. Bedeutung der einzelnen Wörter: 1. sagenhafter Schmied, 2. sagenhaftes Tier, 3. weiblicher Eigenname, 4. männlicher Eigenname, 5. Dorf mit berühmter Mineralquelle, 6. alte Münzsorte, 7. Stadt in Ostfriesland, 8. nichtgezogenes Los, 9. Fluß in Lettland, 10. europäischer Staat, 11. Stadt am Mittelrhein.

Auflösungen der Rätsel aus Nr. 12

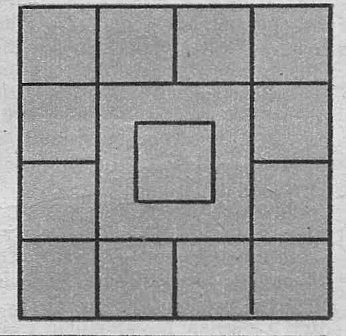
Auto und Fahrrad: Fahren Autler und Radfahrer je sieben Stunden, dann beträgt der Vorsprung des ersteren natürlich $7 \times 51 = 357$ km. Daß er nun bloß 5 km beträgt, d. h. 352 km weniger, rührt daher, daß der Autler nur 1½ Stunden gefahren ist, d. h. 5½ Stunden weniger. Mithin bewältigt der Autler in 5½ Stunden 352 km, in der doppelten Zeit von 11 Stunden 704 km und demnach in 1 Stunde $704 : 11 = 57$ km. Auf den Radler aber entfallen stündlich 13 km.

Sporträtsel: Diskuswerfen, Tischtennis, Weitsprung, Hürdenlauf, Hammerwerfen, Schisport. — Deutsche Wehrmacht.

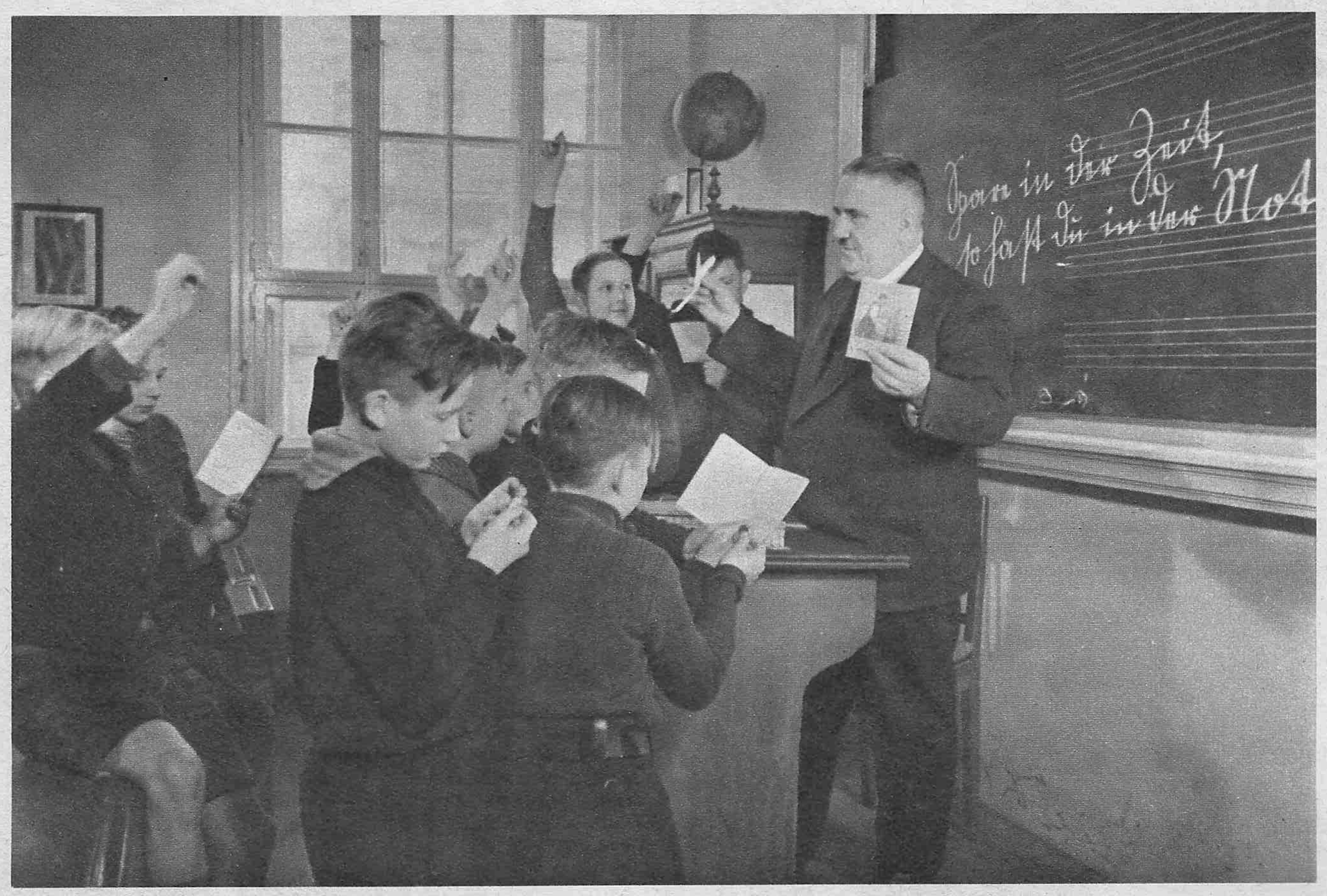
Zahlenrätsel: Hamburg, Eskimo, Rakete, Meister, Altai, Norden, Nehrung. — Hermann Göring.

Silbenversteckrätsel: Die Welt ist nicht da für feige Völker.

Gedankenaufgabe:



„Hilf mit!" erscheint monatlich. Herausgeber: NS.-Lehrerbund. Hauptschriftleiter: Henrich Hansen, Stellvertretender Hauptschriftleiter: Heinz Görz, beide Berlin. Druck und Verlag: Verlagsanstalt H. A. Braun & Co., Berlin-Tempelhof, Alboinstr. 19/23. — Nachdruck verboten. Alle den Inhalt betreffenden Zuschriften, Beiträge usw. sind zu richten an: Schriftleitung „Hilf mit!", Berlin-Tempelhof, Alboinstr. 19/23, Fernruf: 756456. — Rücksendung unverlangter Manuskripte nur gegen Rückporto.



Ein freudiger Tag für alle: Das Pult des Lehrers hat sich in eine Sparbank verwandelt. Da drängen sich alle gern um das Pult

Ein Pfennig kommt zum andern

Ein altes deutsches Sprichwort sagt: „Wer den Pfennig nicht ehrt, ist des Talers nicht wert!“ Das werdet ihr sicherlich alle schon einmal gehört haben. Aber wißt ihr denn auch, wie man einen Pfennig ehren kann?

Nun, Menschen werden geehrt, indem man sie auf einen besonders wichtigen Posten beruft. Das gleiche kann man auch mit einem Pfennig tun; man ernennt ihn zum Sparpfennig. Das heißt, ihr nehmt den Pfennig und macht ihn zu eurem Anfangskapital. Ihr legt dann Pfennig zu Pfennig, und ihr werdet bald erleben, wie Pfennige zu einer Mark, zum Taler und schließlich zum großen Geldschein anwachsen. Wichtig ist es dabei natürlich, daß ihr diese Sparpfennige an sicherem Ort aufbewahrt. Da gibt es vielerlei Möglichkeiten: ihr könnt ihn in die häusliche Sparbüchse tun oder auf die Sparkasse tragen. Sicherlich ist auch in eurer Schule eine Schulsparkasse. Neuerdings kann man das Geld sogar auf die Post bringen. Jede Postanstalt ist gleichzeitig eine Sparanstalt. Nun wird manch einer fragen: Lohnt es sich denn wirklich, Pfennige zu sparen? Und ob sich das lohnt! Da fragt einmal ruhig die glücklichen Besitzer eines solchen Sparbuches, die werden euch gerne erzählen, wie die Pfennige zum kleinen Vermögen angewachsen sind. Jeder zweite Deutsche besitzt ein solches Sparkassenbuch. An 37 000 deutschen Schulen bestehen Schulsparkassen. Dort sind stets nur Pfennige eingezahlt worden, und doch ergeben diese Pfennige jährlich ein Sparvermögen von zwölf Millionen Reichsmark.

Manch einer wird fragen: Wozu erzählt ihr uns das heute? Nun, in diesem Monat, und zwar am 28. Oktober, ist wieder ein „Nationaler Spartag“. An diesem Tag soll nicht etwa nun überall gespart werden, aber an diesem Tag soll jeder einmal daran erinnert werden, wie gut es ist, sparsam zu sein. Und ihr wäret nicht die ersten, die an einem Spartag mit dem Sparen begonnen haben. Noch eins ist wichtig, wenn wir schon mal vom Sparen sprechen: Man soll nicht nur Geld sparen; sparsam leben — nichts unnötig verbrauchen oder abnutzen — auch das ist sparen!



Der kleine Peter zählt noch einmal sorgfältig Pfennig für Pfennig, ehe er sie gegen bunte Sparmarken eintauscht



„Wenn ich zwanzig Jahre bin, dann habe ich . . .“, so rechnen alle sich schon in Gedanken vor, was sie einmal mit ihrem ersparten Vermögen machen wollen

Aufnahmen: Piper